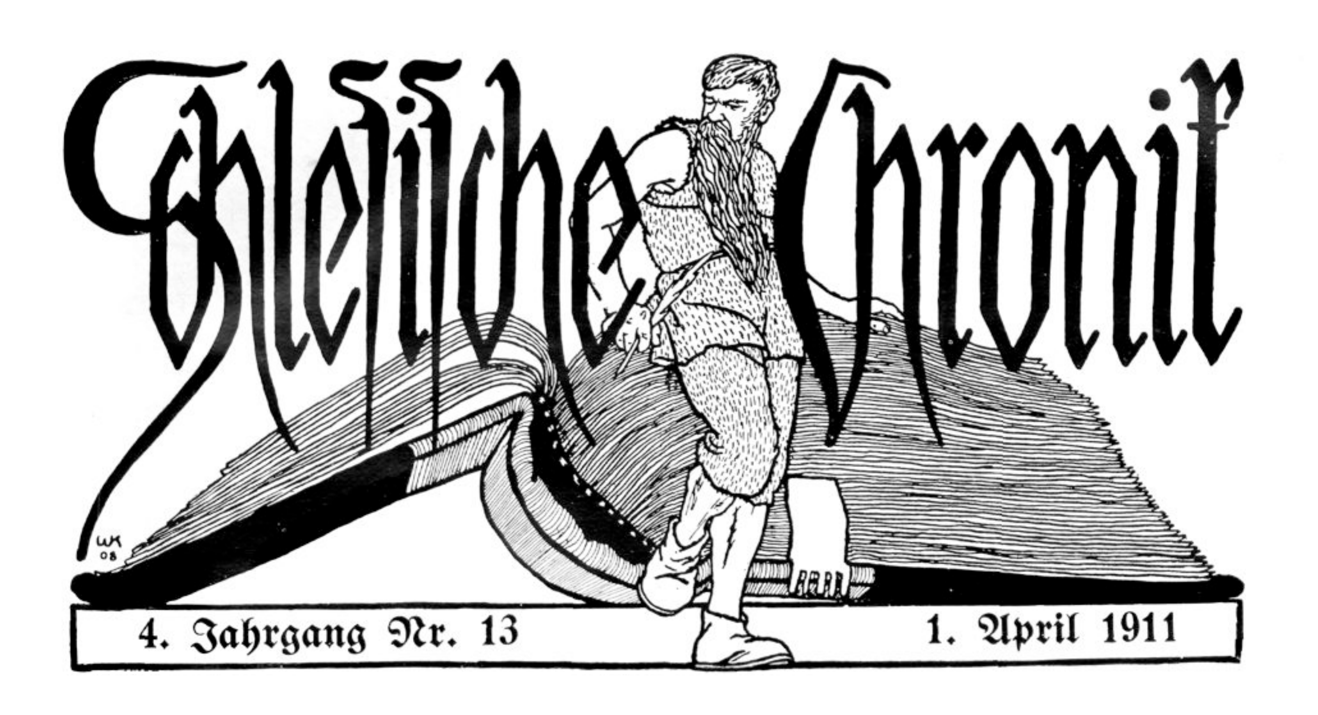




phot. Bruno Scholz in Görlitz

Die neuen Anstalten des Elisabethinerinnenklosters in Münsterberg



phot. Bruno Scholz in Görlitz

Die Küche im neuen Krankenhause der Elisabethinerinnen in Münsterberg

Die neuen Anstalten des Elisabethinerinnen-Klosters in Münsterberg

Da die mit dem Kloster der Elisabethinerinnen in Münsterberg verbundenen, alten Baulichkeiten des Krankenhauses und des Siechenhauses den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügten, beschloß der Konvent die Erbauung eines neuen Siechen- und Pensionshauses, sowie die Erweiterung des Krankenhauses. Das Baugeschäft von Joseph Hanke in Breslau wurde mit der Anfertigung der Pläne und der Ausführung der Erd- und Maurerarbeiten beauftragt. Zugleich ward ihm auch die Leitung der übrigen erforderlichen Arbeiten übertragen. Nachdem mehrere Vorprojekte, an deren Ausarbeitung sich die frühere Oberin des Klosters, der Anstaltsarzt Geheimrat Freundt, Redakteur Hartmann, sowie Präfekt Heisig hervorragend beteiligten, durchberaten worden waren, entschloß man sich, das neue Gebäude an das alte Krankenhaus und zwar an dessen Nordwestgiebel anzugliedern und längs der Ohle weiterzubauen. Wenn auch infolge dieser Bauweise die Ueberbrückung des Mühlgrabens notwendig wurde, so bot sie doch die Vorteile, daß die Krankenzimmer günstiger gelegt werden konnten, und eine größere Gartenfläche gewonnen wurde.

Das neue Gebäude teilt sich, wie äußerlich schon erkennbar, in drei Abschnitte: das Siechenhaus, das Pensionshaus und das Krankengebäude. Alle drei sind untereinander durch Flure verbunden, welche auch mit dem alten Krankenhause in Verbindung stehen. Um den Betrieb des letzteren nicht zu stören, mußte zuerst das Siechen- und Pensionshaus errichtet werden. Mit diesem Bau wurde am 27. April 1908 begonnen. Am 15. August 1908 fand die feierliche Einsegnung des Grundsteines statt, welche Präfekt Heisig vornahm. Trotz der recht schwierigen und gefahrvollen Fundamentierungsarbeiten gelang es, den Bau so zu fördern, daß am 24. Oktober 1908 das Richtfest gefeiert werden konnte. Am 11. Juni 1909 wurde der Bau seiner Bestimmung übergeben.

Der Siechenhausflügel enthält außer den notwendigen Wirtschafts- und Geräteräumen kleinere und größere Krankenzimmer, Baderäume und einige offene bezw. geschlossene Veranden.

Der Pensionshausflügel zeigt kleinere und größere, teils einzelne, teils zusammen verbundene Räume, welche behaglich eingerichtet sind, sowie Bäder, Wirtschaftsräume und Veranden.

Anfang Mai 1909 wurde mit dem Abbruch des alten Siechenhauses, sowie des alten Wirtschaftsgebäudes begonnen. Am 15. Oktober 1909 konnte auch für den dritten Gebäudeteil das Richtfest gefeiert werden, und schon am 19. Juli 1910 erfolgte die Gebrauchsabnahme. Der Krankenhausflügel enthält im Kellergeschoß eine große Koch- und Spülküche, eine Backstube, eine Räucherkammer und eine Anzahl Wirtschaftskeller. Im Erdgeschoß sind ein cr. 105 Quadratmeter großer Krankensaal, einzelne Krankenzimmer, die Apotheke, die Poliklinik und einige Besuchszimmer untergebracht. Der erste Stock enthält außer einem zweiten Krankensaale einzelne Krankenzimmer und ferner einen Operationssaal mit Nebenräumen. Für Bäder, Veranden, Liegehallen usw. ist auch in diesem Gebäude in ausreichender Weise gesorgt. Die Fußböden der Krankensäle sind fugenlos von den Vorgamentwerken Leipzig hergestellt. In den neuen Gebäuden befinden sich Speise- und Wäscheaufzüge, welche von der Firma Kolbe in Breslau hergestellt sind. Sämtliche Gebäude haben Warmwasserheizung, sowie eine Warmwasserbereitungsanlage, welche von der Firma Zimmerstädt in Breslau stammen. Die neuen Gebäude besitzen eine elektrische Klingelanlage, sowie eine Haustelephonanlage mit zirka 11 Stationen. Letztere wurde von der Firma Elflein in Breslau geliefert. Die neuen Gebäude erscheinen ihrer äußeren Ausführung nach als Putzbauten auf Granitsockel in

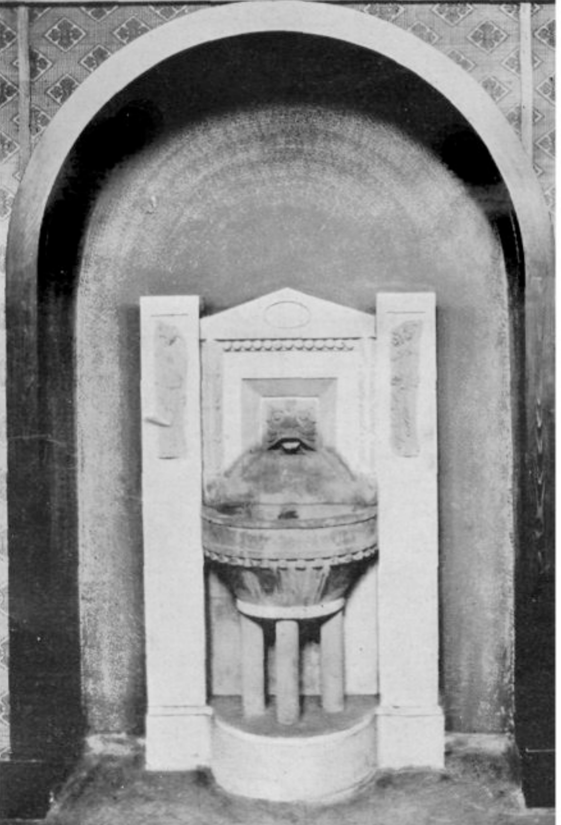


phot. E. Pohl in Breslau
Vereinshaus St. Elisabeth in Breslau (Großer Saal)

einfacher Barockform unter möglichster Anpassung an die alten Baulichkeiten. Das Dach ist mit roten Poguler Dachsteinen gedeckt, die auf ihnen befindlichen, zur Entlüftung dienenden Türmchen haben Kupferbedachung. Die Granitsteine für die Fundamente und den Sockel stammen aus den Strehlener Brüchen.

Das kath. Vereinshaus St. Elisabeth in Breslau

Da sich in der reich bevölkerten Gräbschener Vorstadt schon seit Jahren das Bedürfnis nach geeigneten Räumen für Vereinsversammlungen fühlbar gemacht hat, ist auf eine Anregung des Herrn Pfarrers Zimbal hin im Jahre 1908 eine G. m. b. H. gegründet worden, die es sich zur Aufgabe machte, ein „Katholisches Vereinshaus St. Elisabeth" zu errichten. Der Bau ist auf dem früheren Stumpf'schen Grundstück, Gräbschnerstraße 90/94, erfolgt. Das Gebäude bietet nicht nur katholischen Vereinen, sondern auch anderen Heim und Versammlungsstätte. Weihnachten 1909 begann man mit den Fundierungsarbeiten. Infolge der rührigen Tätigkeit der beiden Vorsitzenden, Generalkommissionssekretär Wunschik und Rentier Heisig in Gräbschen, gelang es, den Bau innerhalb eines Jahres trotz Bauarbeiteraussperrung ohne Bauunfall auszuführen. Am 1. Januar 1911 wurde er nach Vollziehung der kirchlichen Weihe seiner Bestimmung übergeben. Maurermeister Just in Breslau lieferte den Entwurf und hatte die Bauleitung.



phot. E. Pohl in Breslau
Vereinshaus St. Elisabeth in Breslau
(Wandbrunnen im Vorraum)

Die Baukosten betrugen 750 000 Mark. Die Baulichkeiten bestehen aus einer 68 Meter langen Vorderhausgruppe, die zur Verzinsung der ganzen Anlage beitragen soll, einem linken Seitenflügel, dem Arbeiterledigenheim, und einem rechten Seitenflügel, dem eigentlichen Vereinshause.

Die an der Straße errichteten Vorderhäuser bestehen aus 5 Geschossen. Im Erdgeschoß sind Geschäftslokalitäten untergebracht. Die oberen Geschosse enthalten 44 Wohnungen zu 2 und 3 Zimmern. Die Vorderfront ist mit hydraulischem Kalk abgeputzt und hat drei Figuren: Arbeit, Kunst und Wissenschaft, sowie ein Mosaikbild der heiligen Elisabeth als Schmuck erhalten.

Das Arbeiterledigenheim, in dem schönen, geräumigen Garten errichtet, ist das erste dieser Art in Breslau. Es soll heimatlosen Arbeitern für billiges Geld ein behagliches Heim und Schutz gegen die Gefahren der Großstadt bieten. Es enthält im Erdgeschoß zwei große Klassenzimmer für die Kinderspielschule, im Zwischengeschoß die Wohnung des Hausvaters und in den übrigen drei Stockwerken Einzelzimmer für 42 Personen. Im Dachgeschoß liegen Wannen-, Brause- und Fußbäder zur unentgeltlichen Benützung, sowie Räume zum schnellen Trocknen durchnäßter Kleider. In jeder Etage ist ein besonderer Raum für das Reinigen der Anzüge und Stiefeln bestimmt. Der Erholung in den Mußestunden dienen ein Lese- und ein Billardzimmer, sowie Spiel- und Turnplätze.

Gegenüber dem Ledigenheim erhebt sich als rechter Seitenflügel das eigentliche Vereinshaus, das sowohl von der Straße, als auch vom Hofe aus Eingänge besitzt. Es enthält im Erdgeschoß Restaurationsräume, drei kleine Säle für 200—300 Personen und die Kleiderablage, im ersten Stock den großen Versammlungssaal mit Erfrischungsraum und Nebenzimmern, sowie einen Ankleideraum für Theaterspieler, im oberen Geschoß einen weiteren Saal für 300 Personen und eine Anzahl Vereins-, Lese- und Bibliothekszimmer, außerdem Waschküche, Plätt- und Mangelstube. Das Kellergeschoß birgt die geräumige Restaurationsküche, sowie zwei nach den Vorschriften des Deutschen Keglerbundes ausgeführte Kegelbahnen. Die Restaurationsräume sind behaglich und vornehm ausgestattet; von ihnen führt ein breiter Korridor nach der Diele, die mit Stoff verkleidete Wände und in einer Nische einen aus Muschelkalk hergestellten Wandbrunnen erhalten hat (Abbildung S. 343). Von den kleinen Sälen ist besonders der Mosaiksaal zu erwähnen, dessen Decke und Wände in Terranovaputz ausgeführt und mit farbigen und goldenen Mosaiksteinchen ausgelegt sind. Der in der ersten Etage liegende, imposante Versammlungssaal faßt einschließlich der an drei Seiten angebrachten Galerie ungefähr 1200 Personen. Den Zugang vermitteln vier bequeme Treppen. Die Ausstattung ist in hellen Tönen gehalten. Die geräumige Hoffläche soll außer Schmuck- und Spielplätzen noch einen Restaurationsgarten erhalten.

Sitte und Brauch

Der Umgang der Breslauer Kinder mit dem Maien. In den letzten Jahren hat sich in Breslau, wenigstens in seinen Vorstädten, der uralte Brauch des Sommersingens wieder mehr eingeführt, und am Sonntag Lätare sieht man in den Straßen der Vorstädte kleine Scharen fröhlicher Kinder, die mit ihren „Schmackostern" von Tür zu Tür ziehen und die bekannten Sommerliedchen singen.

In früherer Zeit war dieses Sommersingen in Breslau eine offizielle Veranstaltung. Wie uns Gomolcky (1733) und später Menzel (1806) berichten, wurde am Sonntage Lätare mit obrigkeitlicher Erlaubnis von den Hospital- und Waisenkindern, Knaben und Mädchen, der „Umgang mit dem Maien" veranstaltet. In Begleitung „ihrer Schaffner und Präceptorum oder Choralium" zogen die Kinder mit drei geputzten Maienbäumen in geordnetem Zuge durch die Stadt. Nach der Beschreibung des Breslauer Rektors Christian Stieff (1737) bestanden diese Maienbäume aus jungen Tannenwipfeln, an welche man bemalte Eierschalen, Papierblumen, Flittergold und bunte Bänder knüpfte. Nach Menzel waren die Maibäume auch mit allerlei biblischen Geschichten bemalt. Der ganze Umzug hatte einen ausgesprochen religiösen Anstrich. Die Kinder zogen von Tür zu Tür, sangen geistliche Lieder und erhielten dafür Geld oder Viktualien. Das Geld floß in eine gemeinsame Büchse, deren Inhalt an die Hospitalkasse fiel. Besonders wohltätige Leute gaben jedoch außer diesem gemeinsamen Geschenk noch etwas „auf die Hand", d. h. jedes Kind erhielt noch ein kleines Geschenk oder ein „Gröschel".

Es war auch üblich, daß die Kinder am Sonntag Lätare in den Hospitälern mit besonderen Gerichten beköstigt wurden, und zwar erhielten sie, wie Gomolcky erzählt, gekochte Erbsen. Daß es aber auch andere, manchem wohl mehr zusagende Festgerichte gab, können wir aus einem Speisezettel des Kinderhospitals zum heiligen Grabe ersehen (1747): „Beym Maygange wurden 3 Kälber, Karpfen, 1 Achtel und 3 Fässel Bier, Sonntags, Montags und Dienstags im Hospital verspeißt". Hierbei muß noch hervorgehoben werden, daß der „Maygang" nicht nur an Lätare stattfand, sondern auch an den folgenden Tagen bis zum Mittwoch.

Nach Kenntnisnahme von jenem Speisezettel werden wir es verständlich finden, wenn die Hospitalkinder mit einem besonderen Liede für die ihnen gebotenen lukullischen Genüsse dankten, das Gomolcky uns überliefert hat, und dessen Inhalt den religiösen Charakter der ganzen Veranstaltung dokumentiert:

„Die angenehme Zeit ist da,
An welcher wir sind Christen worden.
Wir waren fern, jetzt aber nah,
Wir sind nicht mehr im Heidenorden.
Gott hat an dieses Land gedacht
Und es zum Christentum gebracht.

Drum soll anheut ein jeder Christ
Die schöne Gnade Gottes preisen,
Dieweil er noch so gütig ist,
Uns läßt mit seinen Worten speisen.
Er feuchtet unsere Herzen an,
Daß Jesus drinnen grünen kann.

Dies ist der edle Lebensbaum,
Der lauter Himmelsfrüchte trägt.
Er gibt der Seele süßen Raum,
Die sich in seinen Schatten legt.
Wer Trost bei diesem Baume sucht,
Den labet er mit seiner Frucht.

O Jesu, laß auch dieses Haus
In vollem Segen immer blühn!
Komm, teile deine Güte aus
Und laß viel Glück und Heil einziehn,
Damit sich jedermann erfreut
Bei dieser angenehmen Zeit!"

K. Obst in Breslau

Wohlfahrt

Breslauer Suppen-Anstalten. Wenn „der Schnee zerrinnt, der Lenz beginnt", dann schließen auch die Breslauer Suppenküchen ihre gastlichen Pforten. Hunderte von armen Familien erhalten dort in den Wintermonaten täglich unentgeltlich warme, kräftig eingekochte Mittagskost, zweimal in der Woche mit Fleischbeilage. Die Leitung der Küchen und die Verteilung der Gerichte haben Damen bester Kreise ehrenamtlich übernommen. Eine „Suppenköchin" beginnt bei Tagesgrauen ihre Tätigkeit und bereitet die Riesenmahlzeit in mächtigen Kesseln. Von 11—12 Uhr Vormittags findet die Ausgabe der Portionen statt. Die Harrenden strömen hinein, und man kann die verschiedensten Typen beobachten. Weißhaarige Mütterchen kommen getrippelt; alte, erwerbsunfähige Männer holen sich ihr Mittagbrot; verhärmte Frauen, Mütter einer zahlreichen Familie, stellen sich mit umfangreichen Kannen ein; auch Kinder erscheinen häufig als Abgesandte mit ihren Krügen. Alle diese Leute erhalten ihre Mittagsmahlzeit gegen Vorzeigung von Suppenmarken. Diese werden an städtische Almosengenossen durch ihre Pfleger verteilt, während andere bedürftige Personen nach Prüfung ihrer Verhältnisse von der Vorstandsdame Marken ausgehändigt erhalten. An Kaisers Geburtstag gibt es als Festmahl „Schlesisches Himmelreich". Sonst werden meist Hülsenfrüchte, wie



phot. Emil Schroeder in Breslau

Die Suppenküche auf der Kreuzstraße in Breslau

Linsen, Erbsen, Bohnen, Graupe, Hirse und Reis, oder Gemüse, wie Erdrüben, Kartoffeln, Mohrrüben usw. zur Herstellung der Speisen verwendet. Man achtet stets darauf, daß die Gerichte schmackhaft und kräftig zubereitet werden, wovon sich die helfenden Damen durch Kostproben überzeugen.

Obenstehendes Bild zeigt die Suppenküche auf der Kreuzstraße in vollem Betriebe. Im Vordergrunde trägt der zuständige Armendirektor die Namen der Bittsteller in die Liste ein; neben ihm haben die Vorstandsdame und die Kassiererin Platz genommen. Im Mittelpunkt sind die tätigen Damen mit dem Abstreichen der Marken und dem Verteilen der Suppe beschäftigt, während die Köchin neuen Vorrat herbeiträgt. Im Hintergrunde haben sich die Leute versammelt, um die Portionen in Empfang zu nehmen. Für jede Marke gibt es einen Liter Mittagskost und eventuell ein Stückchen Fleisch. Je nach der Kopfzahl der betreffenden Familie werden 1—4 Marken bewilligt.

Wohl kaum eine andere der vielen Wohlfahrtseinrichtungen Breslaus lindert so unmittelbar die augenblickliche Not, und doch könnte die Zahl der beitragenden Mitglieder eine weit beträchtlichere sein. Neue Vereine mit ähnlich menschenfreundlichen Zielen treten ins Leben und drängen das Interesse an alte, längstbestehende Institutionen in den Hintergrund. Es wäre wünschenswert, wenn der Kreis der Freunde und Gönner dieses segensreichen Unternehmens sich erweiterte. Der „Frauenverein zur Speisung und Bekleidung der Armen“ hat bereits seinen 78. Jahresbericht herausgegeben. In diesem langen Zeitraum stiftete er unendlich viel Gutes. Er unterhält acht Suppenküchen in allen Teilen der Stadt und hat z. B. im Jahre 1910 312 614 Portionen an die notleidende Bevölkerung verteilt. Von den Mitgliederbeiträgen, der Hauskollekte und den Geschenken allein könnte dieser ausgedehnte Betrieb natürlich nicht unterhalten werden. Der Verein erhält jedoch dankenswerter Weise einen sehr bedeutenden Zuschuß von seiten der Stadt. Vorsitzender ist Oberbürgermeister Dr. Bender, Stellvertreter Stadtrat Schatz, Schatzmeister Kaufmann Eugen Ehrlich, Schriftführer Ratssekretär Bardehle.

E. B.

Zur Heimatkunde

Es geht durch unsere moderne Zeit eine starke Bewegung, die sich Pflege der Heimat, sei es Erhaltung von Naturdenkmälern, sei es Erhaltung und Neubelebung alter Kultur, alter Gebräuche und Sitten zum Ziel gesetzt hat. Durch Vorträge und Lichtbilderabende werden breitere Schichten der Bevölkerung belehrt, und schon kann man bei einer Wanderung durch Schlesiens Gaue kräftige Spuren davon merken, daß man zu dem geschmackvollen alten Baustil langsam zurückkehrt, daß unser altes, herrliches Volkslied in Schlesien wieder eine Stätte gefunden hat, daß über das Alte eben nicht mehr mit einem leichten Achselzucken geurteilt, sondern daß das Gute, Erhaltenswerte daran auch mit Liebe gepflegt und erhalten wird.

Kräftig arbeitet die Schule an der Erreichung dieses Zieles mit, und mit Freuden sind Veranstaltungen zu begrüßen, die bei zukünftigen Volksschullehrern und -lehrerinnen in diesem Sinne anregend wirken.

Wo der Seminarort historische Vergangenheit hat, wo Reste mittelalterlicher Baukunst vorhanden sind, wo Sang und Spruch vielleicht in kleinem Kreise noch eine Stätte haben, läßt sich leicht daran anknüpfen.

So wird auch in Löwenberg am Lehrerinnenseminar heimatlicher Sinn gepflegt. Einen Beweis hierfür

bildete eine kleine szenische Aufführung, die vor einiger Zeit durch Schülerinnen des Löwenberger Seminars veranstaltet wurde.

„Die Frauen von Löwenberg“, eine epische Dichtung von Dauz nach der Art Julius Wolffs gab neben Zügen aus der alten Chronik Löwenbergs den Stoff zu dem kleinen Festspiel, das Bilder aus Löwenbergs Vergangenheit brachte. Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges mit ihren wechselnden Schicksalen, Protestantismus und Katholizismus in ihrem ärgsten Kampf, gaben den großen historischen Hintergrund. Gehaltvoll und edel traten die Einzelfiguren hervor. Männerwürde und -kraft, Frauenliebe und -leid, christlicher Glaube und feste Hoffnung auf Gottes Hilfe im Kampf sind die leitenden Grundzüge im Charakter der Personen.

„Weiberlist“ trug auch hier wesentlich zum Erfolge bei. Doch kamen daneben auch Volkshumor und Derbheit zu ihrem berechtigten Platze.

Besonders war es zu schätzen, daß aus den Reihen der Darstellerinnen selbst Gedanke und Wortlaut zu dem kleinen Stücke hervorgegangen waren, wohl eine beachtenswerte Folge interessanten Geschichtsunterrichts, der es verstand, die jungen Damen anzuregen und für edlen Stoff zu begeistern. L. Petri in Löwenberg

Aus der Sammelmappe

Nachforschungen nach den Resten des ehemaligen Vinzenzklosters, das in der Gegend der heutigen Michaeliskirche in Breslau stand und zur Zeit der Türkengefahr verlassen und abgebrannt wurde, hat der Schlesische Altertumsverein vor nicht zu langer Zeit angestellt. Im Herbst 1909 war man beim Pflanzen von Bäumen an der Nordseite des Lehmdamms unter dem Bürgersteig vor dem unbebauten Grundstück Nr. 72 auf altes Mauerwerk gestoßen. Auf Antrag des Vereins bewilligte die Baudeputation die Mittel, diesen Spuren nachzugehen. Ende März 1910 wurde unter Aufsicht eines Vereinsmitgliedes, des Waisenhaus-Inspektors Stein, ein zirka 10 Meter langes Stück der Mauer freigelegt. Sie verlief ziemlich genau in west-östlicher Richtung, also nahezu parallel mit dem heutigen Lehmdamm, war 1,5—2 Meter dick und aus mittelalterlichen Ziegeln im sogenannten „polnischen“ Verbande erbaut. Nach den vorhandenen Unterlagen mußte sie zur südlichen Umfassungsmauer des Klosters gehört haben, und zwar ließ sich annehmen, daß hier, viel westlicher als bisher vermutet worden war, die Südwestecke des Klosters gelegen habe. Es kam nun darauf an, die Stelle ausfindig zu machen, wo die Mauer nach Norden umbog. Auch damit wurde ein Erfolg erzielt. Noch innerhalb desselben Grundstücks, in der verlängerten Fluchtlinie der Monhauptstraße, stießen die Ausgrabenden auf eine rechtwinklig zur vorigen verlaufende Grundmauer von 1 Meter Dicke. Damit war endlich ein sicherer Anhalt gegeben, in welcher Richtung bei der künftigen Nachforschung die Hauptgebäude des Klosters zu suchen sind. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete die unerwartet tiefe Lage der Fundamente unter dem jetzigen Niveau. Sie fanden sich zum Teil erst bei 4 Meter Tiefe im Grundwasser, überlagert von 2 Meter mächtigen Sandschichten, auf denen dann wieder Gemäuer späterer Zeiten errichtet war. Die zahlreichen großen Ueberschwemmungen von vier Jahrhunderten sind die Ursache dieser Ueberdeckung mit Sand gewesen. Die Mauerreste sind, gleich den früher gefundenen, durch das Städtische Vermessungsamt aufgenommen worden.

Die Steinfiguren am Breslauer Rathause. An der Südseite des Breslauer Rathauses befindet sich in der Höhe des Obergeschosses eine Reihe von Steinfiguren, die im Jahre 1891 bei einer großen Renovation des Rathauses dort aufgestellt wurden. Es dürfte kaum bekannt sein, daß die Köpfe der meisten dieser Figuren Porträts bekannter Breslauer Bürger sind. Die in den Bildwerken dargestellten Personen gehörten der damals tätigen Rathausbaukommission an.

Wenn man von Westen, von der Seite des Blücherplatzes aus beginnend, die Figuren betrachtet, so trifft man zuerst am Südwesterker des Rathauses auf das Bild eines Bürgers; es trägt die Züge des damaligen Stadtrats, späteren Stadtältesten Heinrich von Korn. Die zweite Figur, an der anderen Seite des Erkers, eine Bürgerin, ist keine Porträtfigur, dagegen die folgenden. Sie stellen dar: 3) Mönch (Stadtbaurat Plüddemann), 4) Kaufherr (Handelskammersyndikus Dr. Eras), 5) Steinmetz (Baurat Lüdecke), 6) Vogtsknecht (Kämmerer und Stadtrat von Ysselstein), 7) Schöffe (Stadtbaurat Kaumann), 8) Ratsherr (Oberbürgermeister Friedensburg), 9) Stadtschreiber (Bürgermeister Dickhuth). Die zehnte Figur, ein Stadtsoldat, ist keine Porträtfigur. Die Figuren 3 und 6 stehen an der Wand zwischen dem Südwesterker und dem großen Mittelerker, 7 und 8 an dem Mittelerker, 9 und 10 östlich davon. Dem Zecher und der keifenden Frau über dem Eingange des Schweidnitzer Kellers hat man aus naheliegenden Gründen keine Porträtgesichter gegeben.

In dem vom Geh. Baurat Lüdecke verfaßten amtlichen Baubericht der Stadt Breslau über die in den Jahren 1884 bis 1891 vorgenommenen Erneuerungsarbeiten am Rathause ist über die Porträtähnlichkeit der Figuren nichts mitgeteilt. Die Ausführung der Figuren geschah durch die Bildhauer Behrens in Breslau und Rassau in Dresden. Von Behrens sind die Figuren des Bürgers, der Bürgerin, des Vogtknechtes, des Schöffen, des Ratsherrn, des Stadtsoldaten und das Figurenpaar über dem Schweidnitzer Keller, von Rassau die Gestalten des Mönches, des Kaufherrn, des Steinmetzen und des Stadtschreibers geschaffen worden.

Alter Familienbesitz. Im Kreise Schweidnitz befinden sich im ununterbrochenen Besitze ein und derselben Familie durch Vererbung in männlicher Linie folgende Rittergüter: Jacobsdorf und Grunau seit 1783 im Besitz der Familie von Gellhorn; Ober-Weistritz, Burkersdorf, Ohmsdorf und Breitenhain seit 1793 im Besitz der Grafen von Pückler; Wilkau seit 1726, Stephanshain seit 1742 im Besitz der von Lieresschen Familie; Berghof, Klein- und Wenig-Mohnau seit 1800 im Besitz der Grafen von Schweinitz; Teichenau, Zülzendorf seit 1789 bezw. 1803, Käntchen seit 1706 im Besitz der Freiherren von Zedlitz-Leipe; Goglau seit 1553, Weiß-Kirschdorf seit 1707 im Besitz der Freiherren von Hochberg-Buchwald; Frauenhain, Rungendorf seit 1720 im Besitz der Grafen von Zedlitz-Trützschler; Queitsch seit 1574, Floriansdorf seit 1698 im Besitz der Grafen Haslingen gen. von Schickfus.

Sport

Der verflossene Winter war dem Sport nicht günstig. Trotzdem verzeichnete der Breslauer Eislaufverein 32 Eislauftage gegenüber 20 im Winter 1909/10. Dem Oppelner Eislaufverein ist es zu danken, daß er in diesem Winter die erste internationale Kunstlaufkonkurrenz in Schlesien abgehalten hat, nämlich die des Eislaufbezirkes „Sudetenländer“ des deutschen Eislaufverbandes. Er hat sich damit um die Hebung des Eissports in unserer Provinz sehr verdient gemacht; denn dem Kunstlaufe dient nichts so sehr wie Vorführungen guter Läufer, die zur Nacheiferung anregen und Anfängern die richtige Haltung und Bewegung der Arme und des Spielfußes zeigen. Das Publikum war denn auch entzückt von dem, was die österreichischen Kunstläufer aus Troppau, Olmütz, Bielitz-Biala zeigten. Von dort waren zum Teil Läufer von Ruf erschienen, so Otto Hoppe und Grete Strosilla, die die Meisterschaften des Sudetenbundes bestritten und in überlegener Weise errangen. Fräulein Strosilla, eine jugendliche Kunstläuferin aus Troppau, hatte sich wenige Tage vorher bei den internationalen Kunstlaufkonkurrenzen im Berliner Eispalaste Lorbeeren geholt und zeigte nun in der Heimat — Oberschlesien ist mit Oesterreich-Schlesien und Mähren eissportlich im



phot. A. Jüttner in Ratibor

Der Herzog von Ratibor im Jagdgelände von Lenczog

Bezirke „Sudetenländer" vereinigt — ihr volles Können. Sie lief die Pflichtübungen groß, gewandt und fast einwandfrei und eine sehr schwungvolle, abwechslungsreiche und großzügige Kür nach dem Takte der Musik. Herr Hoppe aus Troppau war seinen Gegnern vor allem in den Pflichtübungen überlegen; er fuhr sie außerordentlich schwungvoll, sehr groß und fast ohne Fehler. Seine Kür ist sehr geschickt zusammengestellt, enthält schwierige Wendungen und Sprünge und wurde in glänzendem Schwunge und in überlegener Art vorgeführt. Auch einer seiner Gegner, Rübener aus Bielitz-Biala, lief eine famose Kür voll schwieriger und verblüffender Tänze nach dem Takte der Mazurka.

Von den Junioren zeichneten sich besonders die Damen aus. Fräulein Lischka und Fräulein Janotta vom Troppauer Eislaufverein waren in den Pflichtübungen fast gleich gut, in der Kür nahm aber das frische, lebendige Laufen von Fräulein Lischka mehr ein. Es war ein ungemeines Vergnügen, die junge, graziöse Läuferin, einer dezenten Balletttänzerin ähnlich, in zierlichen, gewandten Schritten, aber schwungvoll und fließend über die blanke Eisfläche nach der Musik schweben und tanzen zu sehen. Ihr wurde denn auch der erste Preis zuerkannt, Fräulein Janotta erhielt den zweiten, Fräulein Balussek vom Olmützer Eislaufverein den dritten. Von den Herren siegte Fritz Czermak vom Olmützer Eislaufverein, zweiter wurde Arthur Krieger vom Mährisch-Ostrauer Eislaufverein. Mit einer vollendeten Leistung ergötzte dann noch Fräulein Lischka und Herr Hoppe das Publikum im Paarlaufen; das Paar war vorzüglich eingefahren und sein Programm gut durchdacht, schwierig, gefällig und abwechslungsreich.

Während des internationalen Kunstlaufens hielt der Oberschlesische Spielverband ein internes Kunstlaufen ab. Wenn auch die Leistungen der Läufer der jungen oberschlesischen Vereine nicht an die Vollendung der österreichischen Läufer, deren Vereine auf eine lange und ehrenvolle Kunstlauftradition zurückblickt, heranreichten, so zeigte sich doch ein großer Eifer und ein unverkennbarer Fortschritt im Kunstlaufe. Besonders zeichneten sich Fräulein Adamietz (Beuthen), die im Juniorlaufen und zusammen mit Herrn Kresny (Beuthen) im Paarlaufen siegte, und Herr Paul Schwarzer (Cosel), der Sieger im Seniorlaufen, aus. Das Juniorlaufen für Herren gewann Herr Erhard Schopka (Beuthen), die Neulingslaufen Fräulein Vera Leschzynska (Beuthen) und Reinhold Sauer (Neiße).

Die Eisbahn des Oppelner Eislaufvereins kann als vorbildlich gelten; der Schloßteich wird dazu verwendet. Er liegt sehr schön in Promenadenanlagen am Fuße des Berges, auf dem das alte Piastenschloß steht. Mit finanzieller Unterstützung seitens der Stadt Oppeln hat der Verein an dem Teiche ein prächtiges Gesellschaftshaus in Fachwerk gebaut, das mit seinen hölzernen Laubengängen, der breiten Terrasse und dem hohen Giebeldache einen sehr freundlichen, anheimelnden Eindruck macht. In den holzgetäfelten, altdeutsch ausgestatteten Erfrischungsräumen ist es außerordentlich gemütlich. Die ganze Anlage ist wohlgelungen und dient außer dem Sport einer frohen Geselligkeit recht schlesischen, kerndeutschen Wesens. Die Reden des Oberregierungsrats Dr. Küster und des Bezirkssportwarts Hubert Oppitz aus Olmütz bei der Preisverteilung gaben davon Zeugnis, wie der Sport die Deutschen und Schlesier diesseits und jenseits der politischen Grenze zusammenführt und zusammenhält. G. H.

Persönliches

Der am 18. Februar nach langem Leiden in Assuan verstorbene **Frhr. Daniel von Diergardt-Roland,** der aus der Rheinprovinz stammte, war in Schlesien seit 23 Jahren ansässig. Sechs Jahre nach seiner Vermählung mit Agnes von Klitzing (Stein, Kr. Oels) erwarb er im Jahre 1888 von Frhrn. von Buddenbrock die rund 22000 Morgen große Herrschaft Mojawola der ehemaligen Herzoglich Braunschweigischen Herrschaft Medzibor.

Im Jahre 1909 vergrößerte er seinen Besitz durch den Ankauf des 4000 Morgen großen Rittergutes Neumittelwalde von den Erben des Grafen Hugo von Reichenbach, und im vorigen Jahre erwarb er das Rittergut Fürstlich-Niefken, das im Jahre 1905 mit dem Rittergut Ossen durch Vermittelung des Güteragenten Biedermann in polnische Hände übergegangen war. Ferner besaß Freiherr von Diergardt noch einen größeren Waldbesitz in der Hohen Tatra. Um die Verkehrsentwickelung der seinem Besitztum benachbarten Landgemeinden hat er sich sehr verdient gemacht. Hier wurde dank seiner reichlichen Beihilfe eine Chaussee von Neumittelwalde nach Adelnau gebaut, und mit auf sein Betreiben ist der Bau der Nebenbahn Groß-Graben—Ostrowo zurückzuführen. Das dem Jagdschloß Mojawola benachbarte Suschen erhielt eine evangelische Kirche und Suschenhammer das Siechenhaus „Berthaheim", das er zum Andenken an seine verstorbene Mutter dort errichten ließ. Kurze Zeit war er auch Landtagsabgeordneter für Groß-Wartenberg—Oels. Frhr. Daniel von Diergardt war ein Sohn des im Jahre 1887 verstorbenen Frhrn. Friedrich von Diergardt, der seinen drei Söhnen die Fideikommisse Morsbroich, Kr. Solingen, Roland bei Düsseldorf und Bornheim, Kr. Bonn, hinterlassen hatte.

Am 25. Februar verschied in Sagan im Alter von 86 Jahren der Ehrenbürger der Stadt, Stadtrat **Jakob Reiß.** Ueber 30 Jahre hat er der Kommune gedient. Von 1878 bis 1887 war er Stadtverordneter und dann bis 1909 Magistratsmitglied. Ihm zu Ehren ist eine Straße „Reißstraße" benannt worden. Der Verstorbene war ein Wohltäter der Armen und hat diesen sowohl, wie auch der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für Sieche und Kranke alljährlich Spenden zugeführt.

Der Senatspräsident am Oberlandesgericht Breslau, Geh. Oberjustizrat **Dr. Fabricius**, der kürzlich in den Ruhestand trat, ist ein Breslauer Kind. Einer pommerschen Familie entstammend, ist er 1840 in Breslau als Sohn eines damals an der Breslauer Universität wirkenden Professors der Rechte geboren, hat in Berlin und Breslau studiert und in Breslau 1861 promoviert. Die Feldzüge 1866 und 1870/71 hat er als Reserveoffizier, jenen beim 42., diesen beim 2. Grenadier-Regiment (Stettin) mitgemacht und ist am 1. Februar 1871 bei Poutarlier verwundet worden. Später war er lange Jahre Hauptmann d. L. und hat sich um das Kriegervereinswesen in dessen jüngeren Zeiten sehr verdient gemacht als langjähriger Vorsitzender des Nordhannoverschen Bezirks des Deutschen Kriegerbundes; er ist auch Ehrenmitglied dieses Bezirks. Dr. Fabricius stammt aus einer Familie, die seit Ausgang der Reformationszeit etwa zwei Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich aus Theologen bestand. Sein Interesse für religiöse Dinge hat er namentlich in Breslau bewiesen als Vorsitzender des Schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes, des Evangelischen Schriftenvereins, des Breslauer Hilfsausschusses für die Unterstützung der evangelischen Kirche Oesterreichs, als Presbyter der Breslauer Hofkirchengemeinde, sowie als Mitglied der Stadtsynode. Auch ist er Vorsitzender des Breslauer Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Seinen Lebensabend wird er in Stralsund zubringen, wo schon eine lange Reihe seiner Vorfahren gelebt hat.

Oberlandesgerichtsrat, Geheimer Justizrat **Meyer** in Breslau ist nach mehr als fünfzigjähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand getreten. Bereits am 27. Oktober 1908 konnte er sein 50 jähriges Dienstjubiläum feiern, aus welchem Anlaß ihm der Kronenorden zweiter Klasse verliehen wurde. Geheimrat Meyer entstammt der hannoverschen Justiz. Am 27. Oktober 1858 wurde er als Auditor vereidigt. Nach der Einverleibung Hannovers gehörte er zunächst als Assessor, dann als Rat dem Obergericht in Celle an. Bei der Organisation des Jahres 1879 wurde er als Landgerichtsrat zunächst nach Münster, dann nach Erfurt versetzt. 1883 wurde er Oberlandesgerichtsrat in Marienwerder. Am 1. April 1893 kam er nach Breslau. Hier wurde ihm 1899 der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen. Hermann Meyer hat eine sehr rege literarische Tätigkeit entwickelt. Weiteste Kreise unserer Juristen sind ihm zu Dank verpflichtet für seine in zahlreichen Auflagen erschienene „Anleitung zur Prozeßpraxis", die seinerzeit nicht wenig zum Einleben in die Zivilprozeßordnung beigetragen hat und noch heute ein sehr geschätztes Hilfsmittel darstellt.

Prälat **Dr. Schaffer** in Ratibor trat kürzlich in sein 80. Lebensjahr. Am 26. Oktober 1831 in Schweidnitz geboren, besuchte Hermann Schaffer von 1843 bis 1851 das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann bis 1854 die Universität Breslau, erhielt 1855 die Priesterweihe, wurde darauf Kaplan in Reichenbach (bis 1857) und Neiße und war von 1861 bis 1867 Lehrer und Erzieher der ältesten Söhne des Herzogs von Ratibor. Als Begleiter des Erbprinzen, jetzigen Herzogs Viktor II. von Ratibor, auf den Universitäten Berlin und Bonn hospitierte er dort in juristischen und philosophischen Vorlesungen und wurde am 21. Juli 1867 Stadtpfarrer in Ratibor. Im Jahre 1870 vom Wahlkreise Ratibor in das Abgeordnetenhaus gewählt, war er einer der Mitbegründer der Zentrumsfraktion dieses Hauses, dem er von 1870 bis 1873 und von 1876 bis 1879 angehörte. Nachdem er fast 42 Jahre die große Pfarrei Ratibor geleitet hatte, trat er am 1. April v. J. in den Ruhestand und lebt in Ratibor in dem von ihm begründeten Notburgaheim.

Kleine Chronik

Februar

26. Ein Teil der Kroll'schen Badeanstalt hinter der Anwandmühle in Breslau versinkt in den Fluten infolge Vermorschung einiger Prähme.

März

5. Hans Grade unternimmt in Brückenberg einen glücklichen Aufstieg mit seiner Flugmaschine und überfliegt den Heidelberg.

6. Beim Abbruch einer Scheune in Oppeln stürzt ein Giebel zusammen und begräbt drei Personen unter sich, von denen zwei getötet werden.

7. In Görlitz wird in Anwesenheit des Oberpräsidenten Dr. v. Guenther die neue Synagoge eingeweiht.

8. In der Turnhalle der Breslauer Feuerwehr wird eine Antialkohol-Ausstellung eröffnet.

8. In der Fasanerie des Fürsten Blücher zu Krieblowitz werden 6 Känguruhs ausgesetzt, die sich früher bereits mehrere Jahre auf einer englischen Insel befunden haben.

Die Toten

Februar

20. Herr Rittmeister a. D. Alfred Eduard v. Löbbecke, 72 J., Nieder-Steinkirch.

21. Herr Rittergutsbesitzer, Oberamtmann Richard Hirthe, 67 J., Herrenmotschelnitz bei Wohlau.

22. Herr Oberforstmeister Wilhelm Liebrecht, 62 J., Oppeln.

23. Herr Landschaftsrat a. D. Max Groeger, Breslau.

25. Herr Stadtrat Jakob Reiß, Ehrenbürger von Sagan, 86 J., Sagan.

26. Herr Weingroßkaufmann Heinrich Schäfer, 50 J., Breslau.

27. Herr Oberst a. D. Paul Schwill, 61 J., Liegnitz.

März

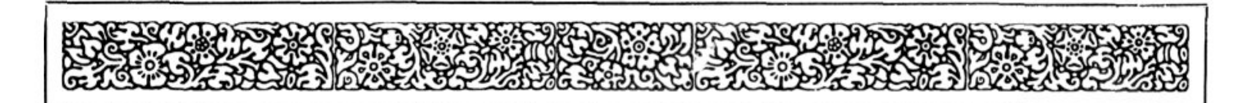
1. Herr Rittmeister a. D. Georg Neugebauer, 51 J., Breslau.

Herr Bürgermeister Karl Ulbricht, 45 J., Friedland.

4. Herr Otto v. Wrochem, 65 J., Deutsch-Lissa.

Herr Amtsgerichtsrat Theodor Fipper, 50 J., Frankenstein.

5. Herr Kgl. Kammerherr, Graf Georg von Zedlitz und Trützschler, 70 J., Gnadenfrei.



Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (3. Fortsetzung)

Ueber seine polnischen Kleider lachten die anderen Knechte; wenn er sprach, lachten sie wieder und ahmten ihm spöttisch nach. Wo waren alle die Bekannten, mit denen er daheim am Sonntag Nachmittag als der Lustigste durch die Felder oder in den Krug zum Tanze gegangen war? Hier lebte er unter lauter Fremden, die sich nur um ihn kümmerten, wenn sie ihn auslachen konnten. Das Essen war zwar nicht schlecht auf dem Idahofe, und doch sehnte er sich oft zurück nach den heimischen Gerichten. Wie gut hatten ihm am Sonntag immer die Klöße aus rohen Kartoffeln geschmeckt, und hier kannte man sie nicht einmal.

In der „Krone" war er einmal mitgewesen; aber auch da hatte es ihm nicht gefallen. Er wußte nicht, welches eigentlich der Grund war, aber er merkte gar bald, daß man ihn auch dort nur zum besten hatte.

Vielleicht war auch nur Grober, der Großknecht, an allem schuld. Denn daß sich der am meisten über ihn lustig machte, das hatte er bald gemerkt. Erst gestern hatte ihn der ungeschlachte Riese zum Gelächter der anderen gemacht, als er ihnen erzählte, was für ein komisches Gesicht Handrischek mache, wenn er mit Marianne, „dem Schoßhündchen der Herrin", zu scherzen versuchte. Das war ihm freilich zu viel geworden; ein zweites Mal wollte er sich wegen einer Liebesgeschichte nicht wieder zum allgemeinen Gelächter machen lassen. Ein Wort hatte das andere gegeben, und als der Großknecht ihn einen dummen Weißkopf gescholten hatte, war er auf ihn zugesprungen und hatte den ungelenken Menschen, der wegen seiner Prahlerei und Grobheit nicht sonderlich beliebt war, schnell am Genick gepackt, zu Boden gezogen und zum Ergötzen der andern nach Herzenslust mit seinen sehnigen Fäusten bearbeitet. Seitdem war Grobers Ansehen mit einemmal gesunken, während man schon an diesem Tage dem Handrischek eine ganz andere Achtung zuteil werden ließ. Die Marianne, die ihn gleichfalls in seiner Wut gesehen und bei Grobers Niederlage ein lautes „Bravo" gerufen hatte, war ein bildschönes Mädel. Wenn die einem mit ihren schwarzen Augen ins Herz guckte, da wurde es ordentlich warm da drinnen. Und den Handrischek hatte sie schon oft so angeschaut, und sie brachte es fertig, daß sich sein finsteres Gesicht plötzlich sonnig aufhellte. Wenn sie nur zu andern nicht ebenso freundlich gewesen wäre! Aber sie lachte jeden an, der mit ihr sprach, nur den groben Großknecht nicht. Ach, und jetzt würde sie sich, wer weiß mit wem, lachend im Kreise drehen und tanzend aus einem Arm in den andern fliegen! Nein, den Gedanken mußte er sich gleich aus dem Sinne schlagen, sie einmal für sich allein zu haben, er, der weißköpfige, verspottete Pole, dem nicht einmal die Paulinka, die doch lange nicht so schön gewesen war, die Treue bewahrt hatte.

Und wieder ging ein trüber Schatten über Handrischeks Gesicht. Sie ließ ihn doch nicht so leicht los, wie er es sich gedacht hatte, die leichtfertig und schnell verlassene Heimat.

Aber er hatte sich ja nur auf ein Jahr vermietet. Wenn das um war, dann schnürte er sein Ränzel wieder und nahm Abschied von dem abgelegnen Hofe, dem nahen Zobten, und dem reichen, schönen Lande, um zu seiner armseligen Heimat, zu seinem Glücke zurückzukehren.

Er blickte lange unverwandt hinaus nach Osten zu, bis eine Träne seinen suchenden Blick umflorte.

Da merkte er auf einmal einen Schatten näher kommen; er wandte sich zur Seite. Ein schmächtiges, blasses Mädchen, noch halb Kind, stand plötzlich vor ihm.

„Du Susa?" fragte Handrischek.

„Ich bin's, bin die Suse," gab das Mädchen zurück. „Darf ich mich ein bißchen neben dich setzen?"

Der Knecht nickte so freundlich, wie er es fertig brachte. Ja, die Susa hatte er in seinem Brüten ganz vergessen. Die war ja vom ersten Tage an freundlich zu ihm gewesen und hatte ihn bekannt gemacht mit allem, was er hier im Hofe wissen mußte; an sie hatte er sich immer wenden können, sie hatte ihn nie zum besten gehabt wie die andern.

„Kannst dich setzen," sagte er zu ihr, als sie noch immer vor ihm stand.

Sie ließ sich auf einen großen Feldstein nieder.

„Du bist traurig, Handrischek. Warum bist du nicht mit zum Tanze gegangen?"

Dann setzte sie, indem sie forschend in sein Antlitz sah, hinzu: „Marianne, die hübsche Marianne, hat dich doch aufgefordert, heute mit ihr zu tanzen!"

Der Knecht schüttelte nur den Kopf und gab kurz zur Antwort: „Mag ich hier nicht tanzen!“

Darauf schwiegen sie beide eine Weile. Dann fragte Suse ihn unvermittelt: „Gefällt es dir hier nicht?“

Wenn sich im Lenz die Knospen schon lange entfaltet haben, dann harren sie des ersten warmen Frühlingstages. Scheint dann der warme Sonnenstrahl auf sie hernieder, dann löst sich die Hülle, und die lange zusammengehaltenen Blättchen und Blüten quellen ungehindert, mit elementarer Gewalt hervor.

Ein solcher warmer Sonnenstrahl war Suses Frage für Handrischeks Herz gewesen. Die Rinde taute auf, die der Spott der anderen und das Heimweh gebildet hatten. Nun strömte sein Mund über von all dem, was sein Herz so schwer, so voll machte. Seinen ganzen Jammer, seine ganze Vergangenheit redete er sich aus seiner Brust heraus vor dem Kinde, das sich kein einziges seiner Worte entgehen ließ.

„Wenn ich dir helfen könnte, ich tät's gern,“ sagte Suse, nachdem er seine Erzählung schon eine Weile beendet hatte. „Aber ich kann ja garnichts tun!“

Handrischek war, nachdem er sich ausgeredet hatte, das Herz leichter geworden. Vielleicht mochte es ihn auch trösten, daß doch ein Mensch, und war's auch nur ein Kind, ihm zuhörte und an seinem Geschick so lebhaften Anteil nahm.

Jetzt kam ihm erst zum Bewußtsein, wie traurig Suse vor ihm hockte. Nein, er brauchte sie nicht erst zu fragen, warum sie nicht mit auf den Tanzboden gegangen war. Getanzt hätte ja doch niemand mit ihr, auch wenn sie älter gewesen wäre; denn sie war häßlich, und ein Zug des Leidens in ihrem Gesichte zog die lustige Jugend nur noch weniger an.

„Bist du schon lange auf dem Idahofe?“ fragte Handrischek das Mädchen.

„Schon lange?“ fragte Suse. „Schon immer.“

Der Knecht richtete einen verwunderten Blick auf sie. Sie hatte ihm doch nie etwas vorgelogen, und doch konnte er sich ihre Antwort auch nicht genügend erklären.

Suse merkte das und schickte sich an, ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Sie war als die Tochter einer Magd auf dem Idahofe zur Welt gekommen. Ihr Vater, der als Knecht ebenfalls auf dem Hofe gedient hatte, war nach einigen Jahren in die Fremde gegangen und hatte sich nicht mehr um Mutter und Kind gekümmert. Als Suse fünf Jahre zählte, war auch die Mutter gestorben, beinahe gleichzeitig mit dem alten Herrn. Der junge Herr war gutmütig genug gewesen, das Kind auf dem Hofe zu lassen und der Obhut seiner Mutter anzuempfehlen. So war Suse groß geworden. Nach ihrem Abgange aus der Schule blieb sie zur Verrichtung der leichteren Arbeiten auf dem Hofe, den sie als ihre Heimat anzusehen gewohnt war. Hatte das Auge Richards auch immer darüber gewacht, daß ihr von den Leuten des Hofes kein Unrecht geschah; hatte die alte Frau Salden auch stets ein warmes Herz für die Waise übrig gehabt; so war sie doch herangewachsen, ohne jemand zu haben, an dem ihr Herz mit ganzer Liebe hing. Den Dienstboten galt sie als die Tochter der Magd, als der Wildling, der unbeachtet blieb wie das Unkraut am Wege. Daher kam es, daß Suse ein scheues, verschüchtertes Mädchen wurde, daß sie meist still und unbeachtet ihre Arbeit verrichtete, daß sie aber auch niemand hatte, der ihr je besondere Teilnahme zeigte, und dem sie selbst sich besonders an- und aufgeschlossen hätte.

Suse hatte ihre Erzählung beendet. Hatte ihre Vergangenheit mit der des Knechtes nicht manche Aehnlichkeit? Waren sie nicht beide gleich unglückliche, gleich verlassene, einsame Menschen?

Sie fühlten in diesen Augenblicken wohl auch beide die Uebereinstimmung ihrer Lage und ihre innere Verwandtschaft. Wenigstens schien der Knecht das aussprechen zu wollen, als er plötzlich die Stimme des Herrn hörte, der ihm befahl, das Gefährt des Oberamtmanns für die Heimfahrt in Ordnung zu bringen.

Suse blieb noch eine Weile allein sitzen und überdachte still für sich das Erlebte. Die Aussprache mit dem Knecht hatte ihrer Seele wohl getan. Sie fühlte sich nicht mehr einsam, nicht mehr von allen verachtet. Ohne viele Worte darüber zu machen, hatten ihre Herzen einen Bund geschlossen, und Suse nahm sich vor, diesen Bund getreulich zu pflegen; ihr war zumute, als müsse sie gerade darin einem neuen, ja, dem einzigen Glücke ihres Lebens entgegengehen.

Endlich erhob sie sich und schritt dem Buchenhain zu, jenem Orte, den sie immer aufzusuchen gewohnt war, wenn irgend etwas ihre Seele tiefer bewegte. Hier, in der Mitte des schattigen Wäldchens lag ein kleiner, tiefer Teich, der Buchenteich, umsäumt von dicht belaubtem Haselnußgebüsch. Hinter diesem Gesträuch hatte Suse ein einsames Versteck gefunden, wo sie schon manchen Feierabend gesessen hatte, und den sie auch jetzt wieder aufsuchte. Hier setzte sich das halbwüchsige Mädchen ins weiche Moos; hier fühlte sie das Keimen einer bisher ungekannten, großen Leidenschaft

in ihrer bewegten Brust; hier zog es wie die Vorahnung eines großen Glückes durch ihre Seele, während vom nahen Wirtshause her die Klänge einschmeichelnder Weisen herüberschwebten.

* * *

Richard Salden war ein durchaus solider Mann, der nicht gern und nicht oft das Honoratiorenstübchen in der „Krone“ aufsuchte. Und er hatte sich vorgenommen, noch mäßiger im Wirtshausbesuch zu werden, wenn er erst verheiratet wäre. Dann sollte ihm ja der Platz am häuslichen Herd die Geselligkeit im Gasthaus doppelt ersetzen.

Heute mußte er aber die „Krone“ aufsuchen, war's auch nur, wie er Beate versicherte, auf ein kurzes Stündchen. Am Erntefestabend versammelten sich von jeher die Bauern von Lautenbach in der „Krone“, um das Sommerfest gemeinschaftlich zu begehen und zu beschließen. Da konnte und wollte sich Richard ebensowenig ausschließen wie der Oberamtmann Grünau. Wären sie, die beiden Reichsten und Angesehensten, weggeblieben, wäre es ihnen natürlich als Hochmut ausgelegt worden, und ein solcher Verdacht, der doch unverdient gewesen wäre, sollte nicht an sie herankommen.

Beate hatte es schweigend hingenommen, als sie Richards Vorhaben erfuhr.

Salden war der Letzte, der in der „Krone“ erschien. Von allen Seiten wurde er freundlich bewillkommt, ein Dutzend Hände streckten sich ihm auf einmal entgegen, jeder wollte ihn zum Nachbar haben. Die Freude, die Salden auf den Gesichtern der Gäste bei seinem Eintreten bemerkte, tat seinem Herzen wohl, und mit einer ungekünstelten Heiterkeit und Freudigkeit war das „Prosit“ ausgesprochen, das er allen Versammelten beim ersten Schluck zurief.

Auf dem kleinen Podium vor den Fenstern des Stübchens, draußen im Hofe, stand die Elite der Heinzelmannschen Kapelle. Wieder begann sie ihre Darbietungen mit dem Choral „Nun danket alle Gott!“ Dann brachte sie in bunter Folge lustige Weisen und besonders bekannte Volkslieder zu Gehör. Heinzelmann, der selber dirigierte, wollte sich heute wieder einmal Ehre mit seiner Kunst einlegen, ein Bestreben, das ihm auch völlig gelang.

Unter den Besuchern des Honoratiorenstübchens herrschte bald eine vergnügte Stimmung und angeregte Unterhaltung. Nach den Wochen harter, angestrengter Arbeit, nach erfolgter glücklicher Ernte tat ein festliches Ausruhen besonders wohl. Da gab es auch so viel zu erzählen, so viel auszutauschen an Gedanken, die das Herz in den letzten Monaten oft so heftig bewegt hatten. Franz Martens hatte sich längst nicht so viel Schock Weizen gerechnet, als nun seine Scheuer barg; fast hätte er dies Jahr einen Schober setzen müssen. Onkel Brix, der diesen gemütlichen Namen hatte, weil er im Dorfe fast so viel Nichten und Neffen hatte, wie es Mädchen und Knaben gab, konnte sich keines Jahres in seinem langen Leben entsinnen, da die Ernte bei so schönem Wetter und so schnell von statten gegangen war, wie diesmal. Der kleine Friedrich Zorn, der trotz seines Namens die personifizierte Sanftmut war, und der jeden der anwesenden Bauern mit einem freundlichen „Nupper“*) anredete, konnte die Ertragfähigkeit der Lautenbacher Aecker nicht genug rühmen. Er war nämlich vor einiger Zeit erst aus der hügeligen Trebnitzer Gegend, da wo sich nach der Bezeichnung der Leute das nicht gerade fruchtbare Katzengebirge ausdehnt, ins Dorf gekommen und hatte das stattliche Bauerngut Hermann Biwalds gekauft, der nicht länger hatte Bauer spielen wollen, sondern als Rentner und Hausbesitzer nach der Hauptstadt gezogen war, wo er sich mit den Leuten nicht herumzuplagen brauchte, wo er bis um acht Uhr morgens schlafen und überhaupt ein vornehmeres Leben führen konnte, als in dem armseligen Lautenbach. Selbst der dicke Segalle, der sich nur mit Mühe über Wasser erhielt, weil er lieber zu Biere ging und Billard spielte, als auf seinem Hofe zum Rechten zu sehen, und der sonst so schmerzlich zu seufzen verstand über die unendlichen Mühseligkeiten seines undankbaren Berufs, schmunzelte heute vergnügt in sein Glas hinein und fühlte sich in dieser Stunde mit seinem Schicksal wieder ausgesöhnt.

Es herrschte eine harmlose Heiterkeit unter den Versammelten. Jeder einzelne fühlte sich wohl und trug durch seine eigne Stimmung wieder zur allgemeinen Fröhlichkeit bei.

Auch Richard Salden hatte lebhaften Anteil an den geführten Gesprächen genommen, kannte er doch fast alle Besitzer des Dorfes von früher Jugend her und wußte genau mit ihren Verhältnissen Bescheid. Darüber hatte er ganz vergessen, daß er schon bedeutend länger geblieben war, als er anfänglich beabsichtigt hatte. Er erhob sich jetzt, um sich zu verabschieden. Man suchte ihn noch zu halten, aber vergebens. Selbst der sanftmütige, kleine Zorn, der für seinen lieben „Nupper“ schon ein neues Glas Bier bestellt hatte, mußte es selber austrinken und Salden ziehen lassen.

Es war an diesem Abend einsam auf dem Idahofe gewesen. Die Knechte und Mägde

*) Nachbar.

waren nur am Abend heimgekommen, um das Vieh abzufüttern; dann waren sie wieder in die „Krone“ gezogen, um den unterbrochenen Tanz fortzusetzen. Suse und der Handrischek waren wahrscheinlich zeitig schlafen gegangen, so daß Beate allein in dem großen Hofe wach blieb. Richard hatte ihr zwar anempfohlen, den Abend bei der Mutter im Gartenhäuschen zu verleben, allein Beate hatte es vorgezogen, in ihrem Zimmerchen zu bleiben.

Sie hatte Zeit zum Nachdenken, und so ließ sie denn die Ereignisse der Wochen auf dem Idahofe an ihrer Seele vorüberziehen. Nein, angenehm waren ihr die Tage auf diesem abgelegenen Hofe doch nicht vergangen. Sie konnte sich nun einmal nicht verhehlen, daß sie es hier äußerst langweilig fand. Den ganzen Tag über keine andere Unterhaltung zu hören als über die Gegenstände der Landwirtschaft, das war ja auf die Dauer nicht auszuhalten!

Und Richard? Auch er war kaum auszunehmen. Gewiß war sein Horizont nicht auf die Dinge des Hofes begrenzt, er war vielmehr in manchen Wissenschaften, die seinem Beruf ferner lagen, recht bewandert; er war klug und verständig, aber am liebsten sprach er doch von seinem Gute mit ihr. Gern hätte er sie in die Geheimnisse seiner Bewirtschaftung eingeweiht und sie jeden Tag mit auf seine Aecker geführt.

Nein, dazu hatte sie sich dennoch nicht hergegeben! Einmal hatte sie es ihm zwar zu Gefallen getan und war auf dem kleinen Spazierwägelchen mit ihm um die Felder gefahren — vom Laufen war sie überhaupt kein Freund. Aber das war ihr entsetzlich langweilig gewesen. Sah nicht ein Acker wie der andere aus? Und was verstand sie davon, ob eine Frucht gut oder schlecht stand? Wie interessant war es gewesen, in den Hauptstraßen der Vaterstadt umherzuschlendern. Da sah man doch den Fortschritt der Welt ausgestellt und in jedem Schaufenster immer etwas anderes. Aber hier das ewige Einerlei mußte ja die Seele zuletzt auch wider Willen abstumpfen.

Ja, jetzt war es bald Zeit, an die Verwirklichung ihres großen Zieles zu denken, Richard zum Verkauf seines Gutes zu bewegen und dann in die Stadt zu ziehen.

Da — ein heftiger Windstoß fuhr gegen ihr Fenster. Beate schreckte zusammen. Sie war von Natur furchtsam, und heute, da sie sich auf dem Hofe fast allein wußte, war sie es doppelt.

Draußen erhob sich der Wind gewaltiger; er wurde zum Sturm, der laut in den mächtigen Bäumen orgelte. Beate sah zum Fenster hinaus in den dunklen Abend. In der Ferne funkelten Blitze am Horizonte auf, ein schnelles Wetterleuchten ging über den sternenlosen Himmel, und wieder fuhr ein Windstoß heulend durch die Bäume. Mit Schrecken gewahrte Beate, daß es schon in die elfte Stunde ging, und daß Richard noch immer nicht da war. Es war ihr schrecklich zumute, bei diesem Wetter allein zu Hause zu sein, und da sie sich nicht anders zu helfen wußte, entkleidete sie sich rasch im Dunkeln und vergrub sich, um nichts mehr zu sehen und zu hören, tief in die weichen Betten.

IV.

Risse

Es ging auf Ostern zu. Das Fest traf dieses Jahr äußerst spät. Der Sonntag war vergangen, von dem das Sprüchlein des Weidmanns anhebt: „Oculi — da kommen sie“, und wo der Jäger hinaus an Wald und Wasser auf den Schnepfenstrich geht.

Seit ein paar Tagen schien die Sonne so warm. Man konnte es kaum glauben, daß sie die langen, langen Wintermonate hindurch fast garnicht hatte durch die Wolken dringen können. Ein häßlicher Winter war vergangen, der meist regnerisch, naßkalt und trübe gewesen war. Was der Sommer im Wetter so gut gemacht hatte, das hatte nämlich der folgende Winter mit seinen Unannehmlichkeiten reichlich wieder ausgeglichen.

Beate dachte noch jetzt mit Schrecken an die vergangenen Monde zurück. Es war eine langweilige Zeit auf dem einsamen Hofe gewesen! Das ließ sich ja ein zweites Mal kaum wieder ertragen!

Die junge Gutsfrau war noch stiller geworden als früher. Es schien auch, als ob der freundliche Zug um ihren Mund lange nicht mehr so ausgeprägt wäre, sondern immer mehr einem herben Ernste wiche. Das sagte sich nicht nur Marianne, wenn sie der Herrin unbemerkt ins Antlitz sah, auch Richard kam es jetzt deutlich zum Bewußtsein.

Allein, er glaubte für Beatens Veränderung eine Erklärung zu wissen. Seine Frau ging ja jener dunklen Stunde entgegen, da sie ihm einen Erben für seinen Hof schenken sollte. Da war es nicht zu verwundern, wenn traurige und unerklärliche Stimmungen über sie kamen und ihre Seele sich mehr als sonst mit sich selber beschäftigte.

Und das hatte Richard auch schon mit Deutlichkeit gemerkt, daß Beate keine impulsive, leidenschaftliche Natur war, die stets ihren großen und kleinen Kummer einem andern mitteilen mußte. Nein, was auch ihr Herz erfüllte, das trug sie für sich ganz allein in ihrer Brust verschlossen.

(Fortsetzung folgt.)



Heimatkunst und Technik

Von Joseph Aug. Lux in München

Zwei Welten stehen schroff einander gegenüber: Die alte Heimatkunst und die Riesenwerke der modernen Großkonstruktionen. Die eine ist ein abgeschlossenes Werk, an dem die ganze künstlerische Tradition der Menschheit mitgearbeitet hat. Aus allen Kulturepochen ist ein feiner geistiger Niederschlag darin zurückgeblieben. Es will uns bedünken, als ob wir in den alten, verwitterten Bauwerken der Vergangenheit das Leben der Vorfahren verspürten, etwas von ihrem Geist, von ihrer Lebensmühe, von ihrem Ideal und von den unsterblichen Gedanken, die sie bei ihrer Arbeit geleitet haben. Unsere gesamten künstlerischen Formgesetze sind aus ihren Schöpfungen abgeleitet; es scheint fast, als ob wir keine neue Bauform erfinden könnten, die nicht früher schon einmal da war und eine mehr oder weniger verschleierte Wiederholung eines größeren Vorbildes ist. Die statischen Momente der überlieferten Baustoffe, wie Holz und Stein, sind auf das Genaueste ermittelt. Sie waren, ebenso wie die Bearbeitungstechnik schon in der alten Kunst wertvolle, stilbildende Faktoren, und wir selbst konnten nichts Besseres tun, als uns an diese längst bekannten Eigenschaften des Materials zu halten; wir hatten nichts dem ererbten Schatze hinzuzufügen, es sei denn, eine neue Reihe von früher völlig unbekannten Bedürfnissen, die auf völlig unerhörte Ausdrucksfromen drängte.

Diese neuen Organismen sind aus der Technik hervorgegangen, aus der rationellen, konstruktiv bestimmten Anwendung von Eisen und Glas. Das Eisen, ursprünglich als untergeordnetes Hilfsmittel verwendet und in seiner architektonischen Wertbarkeit verachtet, befreite sich aus seiner Hörigkeit durch die neue Bessemer-Stahlproduktion und gewann zugleich seine eigene persönliche Sprache, wenn auch noch nicht die volle Anerkennung seiner künstlerischen Rechte. Ihm fehlte der Adelsbrief einer alten architektonischen Ueberlieferung; es ist ein moderner Emporkömmling, ein Kind der neuen Zeit, das sich in Formen gibt, die mit den überlieferten Schönheitsbegriffen in starkem Widerspruche stehen. Zwar könnte bei der Betrachtung von Eisenkonstruktionen selbst der Widerstrebende die Tatsache nicht leugnen, daß diesen neuen Gebilden eine imponierende Kühnheit innewohnt. Sobald aber diese technischen Großkonstruktionen in der Landschaft und in der Nähe von lieblichen altertümlichen Städtebildern auftauchten, verwandelte sich das unwillkürliche Staunen meistens in ein starkes Mißbehagen. Besonders in den letzten zehn bis zwanzig Jahren wurden die Klagen über die Verhunzung der Landschafts- und Städtebilder durch technische

Anlagen laut. Die Werke der Technik, die Eisenbahnbrücken, Bahnanlagen, Krane, Kraftwerke, Windmotore, Industriebauten und ähnliche Nützlichkeits-Schöpfungen wurden als ein Schlag in das Antlitz der alten künstlerischen Schönheit empfunden. Niemand vermochte in den neuen Gebilden die ihnen innewohnenden, sehr eigentümlichen Reize zu empfinden und in den neuen Weiten, in den neuen Linien, in den neuen Höhen den Anfang eines neuen Stiles zu erkennen. Der Ingenieur war vielleicht der Einzige, der als Wissender das imposante Kräftespiel bewunderte, wie etwa der Anatom das Spiel der Muskeln, und ein instinktives ästhetisches Interesse hatte, das jetzt erst zum Aussprechen drängt.

Je gewaltiger die technischen Wunderwerke in die Höhe wuchsen, desto empfindsamer wandte sich der von der Tradition geleitete Schönheitssinn der Menschheit den Ueberlieferungen der alten Heimatkunst zu, teils um über sie schützend die Hand gegen den verheerend wirkenden neuzeitlichen Utilitarismus zu halten, teils um für das neue Schaffen bodenständige Vorbilder zu gewinnen und gleichsam den neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen. Ein intensives Forschen in dieser Richtung ist eingetreten, von dem rückschauenden englischen Kunstpropheten John Ruskin geleitet, und ein unendlicher Schatz wurde aus der Vergangenheit wieder ans Licht gefördert. Nicht nur was den Rhythmus der Linien, sondern auch die formale Uebereinstimmung von Bauformen und Landschaft betrifft, wurden feine künstlerische Entdeckungen gemacht. Das Auge des Schönheitsfreundes, des Kunstkenners, des Architekten, des Malers, des Amateurs hat sich für diese Erscheinungen unendlich geschärft. Man konnte wieder für das Dorf schwärmen und genoß es künstlerisch. Das Bild entzückte: Da war die Häusergruppe an die sanfte Lehne eines Berges hingeschmiegt, mit dem imposanten Kirchturm als einzige Ueberragung, der sich als höchstes gekröntes Haupt aus der Rotte hervorhob; oder man fand, wie eine verfallene Burganlage, die aus der Kultur des Hügels ganz organisch hervorwuchs, dem Linien-Rhythmus der Berglandschaft einen neuen Akzent gab; oder man bemerkte, wie das strohgedeckte Mammuthdach eines niedersächsischen Bauernhauses in der Ebene auftauchte und mit seiner massigen Wucht den Horizont malerisch überschnitt; der schöne Schwung einer massiven Steinbrücke über einen Gebirgsfluß, von heiligen Figuren überwacht, die fortifikatorischen Mauermassen um das malerische Giebeldächergewirr eines Landstädtchens gelegt, die trauten Straßen und Hausbilder des Kleinstadt-Winkelwerks, das waren die reichen künstlerischen Erlebnisse, die man in der Heimat fand und auf die der prophetische Finger John Ruskins zurückwies.

Es ist begreiflich, daß der Wunsch lebendig wurde, diese künstlerischen Formen in dem Neuschaffen wieder aufleben zu lassen, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt, wo bereits alles ins Gigantische gewachsen war. Es läßt sich auf diese Weise psychologisch ganz leicht erklären, warum gerade jene feinempfindenden Naturen völlig fassungslos vor einer riesigen Eisenbahnbrücke, vor einer ausgedehnten schlotreichen Fabrikanlage, vor den neuen Wasserkraftwerken standen und sich mit Abscheu wegwandten, entrüstet über diese Häßlichkeit, über den profanen, von niederer Gewinnsucht erfüllten Geist, der einer fragwürdigen Industrie zuliebe das ästhetische Vergnügen des Naturfreundes stört und Hochöfen, Eisenhämmer, Stahlwerke in die köstliche Einsamkeit hineinbaut, um den Arbeitskräften eine so ungesunde Beschäftigung zu geben. Die Sentimentalität, die von den anmutig bescheidenen künstlerischen Heimatbildern ausging, fand keine Brücke zu den Neuerscheinungen, der organisatorische Geist, die Disziplin der neuen Form, die Macht der neuen statischen Verhältnisse, die Energie der neuen Linien, kurzum die Elemente dieser herben Schönheit blieben dem antiquarischen Kunstfreunde vollständig verschlossen. Wo der Ingenieur die Harmonie eines großartigen Kräftespiels und die Bändigung von Gewalten und Naturkräften im Dienste der Menschheit sieht, da konnte Jener zunächst nur das Disharmonische, das Häßliche, das ästhetische Störende wahrnehmen.

Welche der beiden Parteien hat Recht? Beide haben Recht. Es ist leider sehr wahr, daß der Ingenieur in seiner abstrakten Schönheitsfreude sehr oft barbarisch vorgegangen ist und daß sich das edle Antlitz der überlieferten Kunst von dem modernen Nützlichkeitsfanatismus manche schwere Schramme gefallen lassen müssen. Noch heute ist der Kampf nicht entschieden, der im Wesentlichen ein Kampf um die Kunstform ist, obzwar auf Seite der Technik längst die Notwendigkeit eingesehen wurde, bei technischen Werken ein Augenmerk auf harmonische Gestaltung zu legen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß es sich dabei nicht um Stilmaske handeln kann, nicht um ein äußerliches Ankleben von heimatstilistischen Motiven, sondern daß die Schönheit der technischen Werke aus ihren eigenen Bedingungen hervorwachsen und sinnfällig werden muß. Trotzdem wird in diesem Bestreben

der durch die Heimatkunst für schöne Proportionen empfänglich gewordene Sinn mitwirken. Es ist heute schon an eine Versöhnung der Gegensätze zu denken, wenn sie auch anders aussehen wird, als vom Standpunkte der Kirchturmästhetik.

Was in der ästhetischen Beurteilung so wichtig ist, die Eingewöhnung, ist den Meisterwerken der Ingenieurkunst gegenüber bereits geschehen. Technische Wunderbauten, wie der Kristallpalast zu London, die fünfschiffige Halle im New-Museum in Oxford, der Lesesaal der Bibliothek Ste. Geneviève in Paris, der Eiffelturm, die großen Bahnhofshallen von Dresden, Frankfurt, Hamburg, moderne Eisenbahnbrücken neuester Konstruktion, wie jene zu Fordon, sind bereits Gewohnheitsbilder geworden. Jedenfalls ist heute ein solcher Protest, wie ihn 1889 die Pariser Künstler und Schriftsteller gegen den Eiffelturm erhoben haben, nicht mehr möglich:

„Wir Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Architekten, wir, die wir die bisher makellose Schönheit unserer Stadt Paris bewundern und lieben, wir legen im Namen des französischen Geschmackes, im Geiste unserer nationalen Kunst und Geschichte nachdrücklich und empört Verwahrung ein gegen die Errichtung dieses unnützen, monströsen Eiffelturmes!“

So lautete der öffentliche Protest angesehener Männer, der sich gegen die Errichtung dieses Ingenieurwerkes richtete.

„Ich glaube fest, daß mein Eiffelturm seine eigenartige Schönheit haben wird. Stimmen die richtigen Bedingungen der Stabilität nicht jederzeit mit denen der Harmonie überein? Die Grundlage aller Baukunst ist, daß die Hauptlinien des Gebäudes vollkommen seiner Bestimmung entsprechen. Welches aber ist die Grundbedingung bei meinem Turm? Seine Widerstandsfähigkeit gegen den Wind! Und da behaupte ich, daß die Kurve der vier Turmpfeiler, die der statischen Berechnung gemäß von der gewaltigen Massigkeit ihrer Basen an in immer luftigere Gebilde zerlegt zur Spitze emporsteigen, einen mächtigen Eindruck von Kraft und Schönheit machen werden. Birgt doch auch die Kolossalität, die absolute Größe an sich einen eigenen Reiz!“

So lautete Eiffels Antwort.

Die Grundform einer neuen Aesthetik liegt in diesen wenigen Worten verborgen. Die Menschheit hat sich inzwischen daran gewöhnt, in diesem Werk ein neues Wahrzeichen des menschlichen Geistes zu erblicken. Der Widerwille von 1889 ist vergessen und begraben, und der Protest jener angesehenen Männer: Schriftsteller, Maler, Bildhauer und Architekten der verdienten Lächerlichkeit überliefert.

Es ist klar, daß der technische Stil in der Baukunst nicht an seinem Ende, sondern erst in seinen Anfängen steht und daß wir uns auf die größten Ueberraschungen gefaßt machen müssen. Nicht die heimatliche Kleinkunst auf dem Lande und in den alten Landstädten wird die Entwicklung der modernen Architektur bestimmen, sondern die technischen Großkonstruktionen werden es. Der eigentliche Architekt der modernen Zeit ist der Ingenieur.



Bemalte Spanschachtel
von V. Zietara

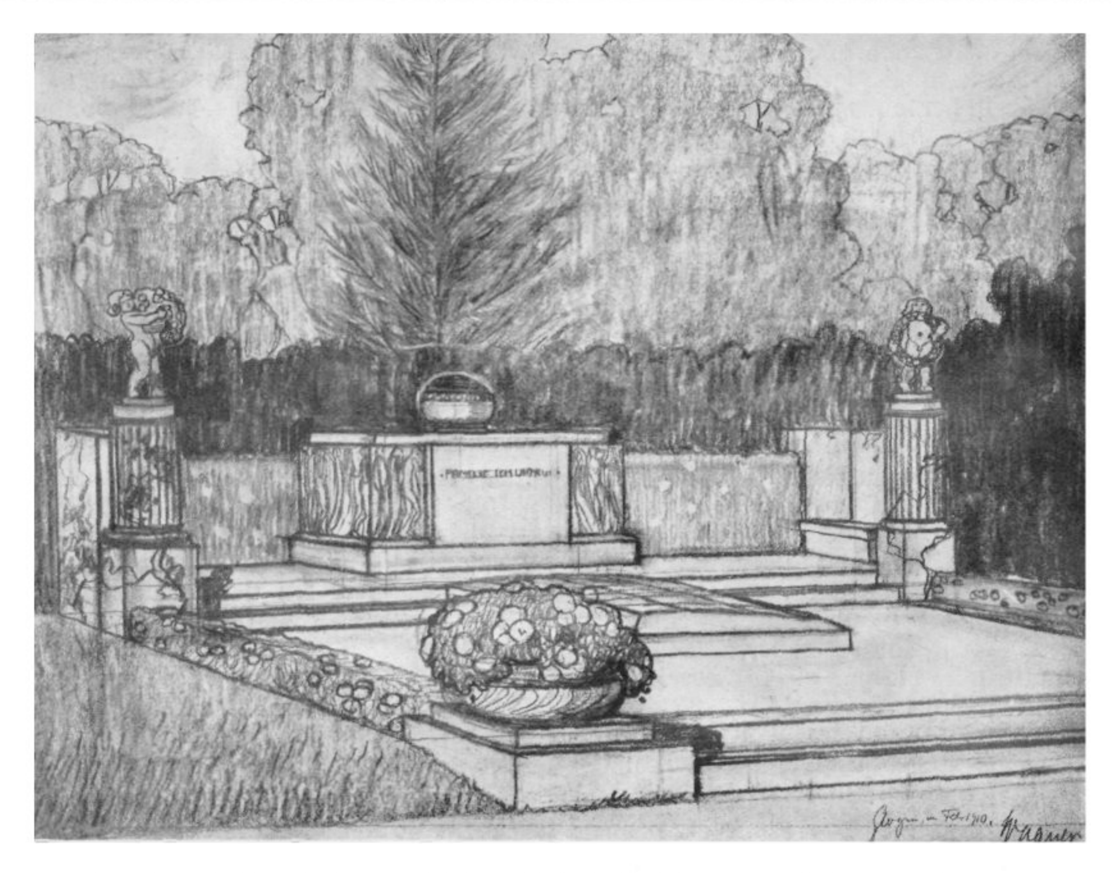


Abb. 1. Entwurf für ein Grabmal der Familie Schlobach auf dem Südfriedhof in Leipzig
Architekt: Stadtbaurat Wagner in Glogau

Vom Grabdenkmal

Ein Beitrag zur Friedhofskultur von Dr. Alfred Koeppen in Schreiberhau

Denkmal! Ein feierlicher Klang umweht das Wort! Ein Mal der liebevollen Erinnerung soll es sein, Kunde geben von dem, dem sie dargebracht wurde, wenn der Leib längst zu Staub und Asche geworden. Selbst dann vielleicht noch, wenn Jahrtausende dahingegangen, jede Spur des Toten verweht ist, selbst dann noch soll das Erinnerungsmal wie ein uralter Opferstein den Wanderer zur stillen Selbsteinkehr laden, der bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit über den Dahingeschiedenen, sein Geschlecht, und seine Tage sinnt und träumt.

Im stillen Gedenken wohnt Freude! Die Stätte des Todes soll nichts Schreckliches und Grausames haben, Seele soll zu Seele sprechen und wie ein Ewigkeitsgruß soll es von dem Denkmal erklingen.

Solche Gefühle empfindet man an mancher Friedhofsstätte unserer Tage. Sie haften unvergeßlich in unserer Seele. Wer einmal auf dem stillen Campo santo vor den Toren Neapels geweilt hat, wo hügelan über flachen Marmorsteinen dunkle Zypressen steigen, die ewige Liebe gepflanzt zu haben scheint, wo tief drunten das rauschende Meer im blauen Glanze leuchtet und den darüber flimmernden Himmel spiegelt, vergißt das Bild nimmermehr. Eine farbenschöne Einheit umschließt den Himmel, den Totenacker und das Meer.

Natur und Menschenliebe müssen im Bunde sein, soll Heimgegangenen eine Stätte ewigen Friedens bereitet werden. Wo Grabstätten hügelwärts steigen, und somit das Einzelgrab mehr zur Geltung kommen kann, sind natürliche Bedingungen gegeben. Darum findet man in Gebirgsgegenden mehr als in der Ebene poesievolle Kirchhofsanlagen, denn die Ebene drängt zum Reihengrab. Damit ist von vornherein eine einförmige Gliederung gegeben. Und wo nicht ehrwürdiges Alter, von den Großvätern gepflanzte Bäume die



Abb. 2. Grabmal der Frau Helene Wagner
Architekt: Stadtbaurat Wagner in Glogau, Ausführung: Vereinigte Werkstätten für Friedhofskunst Plauen i. V. Inhaber A. Stößlein

Reihen gelockert und verstreute Hügel geschaffen haben, spricht aus den Kirchhöfen unserer Tage ein nüchterner Geist. Wie hier die Gräber, so liegen Schützenlinien auf dem Felde — Kasernengeist!

Hier gilt es zu bessern, soll der Friedhof eine Stätte stiller Aussöhnung und des Friedens sein. So sehen wir denn in einigen Städten Architekten tätig, die große monumentale Anlagen schaffen; Landschaftsgärtner errichten heilige Haine, Tempelbezirke im Geiste der Antike; Bildhauer erfüllen sie mit kunstvollen Denkmälern.

Natürlich kann nicht überall gleich Gewaltiges geschaffen werden, tausend Hände und Kräfte sind notwendig. Auch ist es nicht überall notwendig, daß Totenstädte entstehen. Eins *aber muß und soll überall gepflegt werden:* daß der Tod als ein lieber Gastfreund den Eintretenden in Empfang nimmt und zur stillen Gruft geleitet.

Wie viel ist da insbesondere in unserer Heimatsprovinz, in Schlesien, zu tun übrig! In Städten, wie in den Bergen! Wir haben fast überall alte schöne Anlagen, oft liegt in ihrer Mitte die Kirche, und Kirchturm und Kreuze schauen aus stiller Höhe in das Tal und das Dörfchen hinab, es fehlt nicht an Kapellen und schönen Erbbegräbnissen mit vergoldeten schmiedeeisernen Gittern — aber die Gräber aus jüngster Zeit reihen sich gleichförmig aneinander mit ihren schwarzen Kreuzen und den eintönigen, glattgeleckten Steinpyramiden und Obelisken aus Granit. Ein trauriger Geschäftsgeist hat auch im Tode noch das Wort! Stätten aber, durch Künstlerhand verschönt, findet man selten.

Den Geschäftsgeist unserer Tage höre ich sofort bei dieser Klage ertönen: Kunst und Poesie stehen nur am Grabe der Reichen Pate!

Nein und abermals nein! Für den nichtssagenden Fabrikstein, für den Flimmer und Tand *könnt ihr ein Denkmal haben,* das euch ein Lied der Liebe und Verehrung singt, das euch erhebt und erbaut. Auch könnten wohl bei Lebzeiten sich Familien zusammentun und sich eine gemeinsame Grabstätte schaffen, eine kleine kunstvolle Anlage, in der sie ruhen. Würde es nicht ein Bild der Aussöhnung und des ewigen Friedens sein!





Abb. 3. Grabmal des Amtsrichters Ewald Wende   Abb. 4. Grabmal für Selma Lucht
Architekt: Stadtbaurat Wagner, Ausführung: Werkstätten für Friedhofskunst Plauen i. V., Inhaber A. Stößlein

Solche Gedanken sollte ein jeder, der die Heimat liebt, dem die Familie noch ein organisches Ganzes ist, gerade aus dem Geiste der Familie heraus behüten und bewahren!

Gute Vorbilder für Denkmäler werden aber auch in unserer Heimat geschaffen. Nur umgetan!

Da kamen mir jüngst Arbeiten zu Gesicht, die Stadtbaurat Wilhelm Wagner von Glogau geschaffen hat. Ein Paar sind in Glogau selbst zur Ausführung gekommen (Abb. 2, 3, 4), ein anderes auf dem Südfriedhof bei Leipzig (Abb. 1).

Worauf es ankam! Der landschaftlichen Umgebung mußte Rechnung getragen werden, und die Gräber herum gestatteten keinen herausfordernden Aufbau. Darum sollte die Grabstatt doch ein Mal der Erinnerung werden, Geist und Gemüt zur inneren Sammlung führen, daß die Besucher in ernsten Gedanken und doch freundlich der teuren Verstorbenen gedenken. Schlicht und einfach in seinem Aufbau ist das für den Amtsrichter Wende und Selma Lucht in Glogau errichtete Grabmal. Blumen und Blüten decken den Hügel innerhalb einer schweren steinernen Einfassung. Zu Häupten steigt ein wuchtiger Grabstein auf, dessen jedesmalige Höhe durch den unteren Bau bedingt ist und sich mit ihm harmonisch verbindet. In einer Nische steht ein Körbchen mit Rosen, dem Bilde des blühenden duftenden Lebens, in der Nische des anderen Steines sinnt die trauernde Witwe unter Trauerweiden. Es sind nicht die Sinnbilder, die dem Steine Leben verleihen, sondern seine ruhigen vornehmen Formen. Kein äußerliches Prunken durch kostbares Material, durch falsche angetragene schmückende Zutaten! So ordnen sich beide Gräber gut in die Umgebung ein.

Wie eine antike Grabstele erhebt sich ein anderer, einfach gegliederter Denkstein zu Häupten des Totenbettes mit der zierlich durchbrochenen Gallerie inmitten des alten Kirchhofes mit den immergrünen Myrten, Lebensbäumen und Trauerweiden — ein Ruheplätzchen, umwebt von goldenen Sonnenstrahlen.

Der Gegensatz solcher poesievoller Erinnerinnerungsstätten zu den nüchternen Reihengräbern mit ihren fabrikmäßig hergestellten Steinen und Kreuzen wird uns so recht klar an dem im Grundriß und Aufbau größeren Grab, das der Künstler der heimgegangenen Gattin errichtet hat. „Doch Deine Liebe lebt", so lesen wir, so singen es die Engelchen auf den einrahmenden Pilastern, so spricht es aus den duftenden Blumen im steingewordenen Korb, den die Heimgegangene im Leben so gern geschmückt hatte.

Obwohl die Anlage hier reicher gehalten ist, bewahrt sie doch ruhige horizontale und vertikale Linien, wirkt eigentlich mehr durch die Masse, als durch überreichen Schmuck. Stadtbaurat Wagner weiß aber auch in groß gedachten Anlagen die ihm eigene stille Poesie zu wahren. Das zeigt das Grabmal für den Kommerzienrat Schlobach (Abb. 1) auf dem Leipziger Süd-Friedhof. Hier soll der landschaftliche Charakter des Friedhofes gewahrt bleiben. Ein breiter Stein deckt die Gruft zu, zwei Stufen führen hinauf zu einem Altar, der sich zu Ehren eines Heimgegangenen erhebt, der den Namen seiner Familie groß und geachtet gemacht hat und Tausenden ein lieber Freund gewesen ist. An dem Fries erzählen Figuren von der Arbeit des Verstorbenen. Steinerne Wände schließen an den Altar in der Breite der ganzen Anlage an. Das Ganze eine Familiengruft, eine kleine Welt in dem großen Friedhof!

Stadtbaurat Wagner hat in diesen Arbeiten, die alle von den Werkstätten für Friedhofskunst in Plauen i. V. ausgeführt worden sind, gute Vorbilder geschaffen. Viele Entwürfe ruhen in seinen Mappen. Unsere schlesische Heimatskunst sollte auf solche Vorbilder achten, unsere Steinmetzen sie verwenden, damit das Grabmal wieder werde wie einst in den Zeiten unserer Väter, ein Denkmal der Erinnerung, umweht von feierlich ernster Poesie.

Adressen

Von Dr. jur. G. A. E. Bogeng in Berlin

Herr X in Y ist eine angesehene und beliebte Persönlichkeit. Ein für sein Leben bedeutungsvoller Gedenktag soll nach dem Wunsche Vieler nicht ohne Beweise ihrer Teilnahme vorübergehen. So erscheinen denn bei Herrn X schon in den frühen Morgenstunden des denkwürdigen Tages zahlreiche Deputationen, feierlich gekleidete und gestimmte Herren in größeren oder kleineren Gruppen. Zumeist ist der Mittelpunkt einer jeden dieser Gruppen ein besonders kräftiger Herr, der, nicht unähnlich den früher bei Ritterfesten unentbehrlichen Wappenschildträgern, die monumentale Adressen-Mappe festhält, die der Jubilar, nachdem der Sprecher der Deputation dessen Verdienste gewürdigt hat, entgegenzunehmen und mit wenigen, gerührten Worten als seinen kostbarsten Besitz zu preisen haben wird.

Allzuhäufig freilich ist solch eine Adresse, abgesehen von dem persönlichen Wert, den sie für den mit ihr Geehrten hat, nur insofern kostbar, als ihre Herstellung einen großen Kostenaufwand bedingte, im übrigen aber eine kleine Mustersammlung aller möglichen Geschmacklosigkeiten und keineswegs ein Beispiel „des hohen Standes kunstgewerblicher Arbeit in der Stadt Y“, wie der begeisterte Zeitungsberichterstatter zu meinen pflegt.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die in Deutschland, wie mir scheint, allzubeliebten sogenannten Adressen sich nicht mitunter durch eine andere schickliche Ehrengabe ersetzen ließen, z. B. durch ein geeignetes, gutes und wertvolles Buch, dessen schöner Einband mit einem passenden Ex Dono verziert ist. Die folgenden Erörterungen haben also zur Voraussetzung, daß die Ueberreichung einer besonders ausgestatteten Adresse jeweilig die einzige Möglichkeit ist, eine Person oder ein Ereignis zu feiern. Sie sollen lediglich der Frage eine Antwort suchen, welche Ausstattung die für eine derartige Adresse angemessene ist.

Dabei wird man von vornherein unterscheiden müssen zwischen amtlichen Ehrenurkunden und privaten Ehrenbriefen, zwischen Adressen, die „von Amtswegen“ einer Person oder Körperschaft ausgefertigt und solchen, die lediglich als feierliches Geschenk einem Privatmanne von anderen Privatleuten dargebracht werden. Für Ehrenurkunden hat eine jahrhundertelange, geschichtliche Entwicklung zumeist ein ganz bestimmtes Zeremoniell gefunden. Dessen sorgsame Beachtung wird auch in Ehrenbriefen versucht, nicht immer zum Vorteile des Inhaltes, dem ja die Form der äußeren Ausstattung entsprechen soll. Wenn mit den gleichen hohen Worten, mit denen ehrwürdige historische Institutionen menschlicher Kultur am Ende einer halbtausendjährigen Entwicklung sich gegenseitig ihre Anerkennung der geleisteten Arbeit, ihre Hoffnungen für die Arbeit der kommenden Generationen bezeugen, ein fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum gepriesen wird, dann ist für meinen Geschmack wenigstens schon bei der Textfeststellung des Ehrenbriefes nicht die richtige Form gefunden. Seine äußere Ausstattung muß notwendigerweise ebenfalls mißlingen. Die schlichte Herzlichkeit privater Teilnahme, die sich in einem Ehrenbriefe

ausspricht, kann nicht im pomphaften Sprachgewande der Ehrenurkunde erscheinen. Der Ehrenbrief kann nicht ganz unpersönlich sein, wo er ganz persönlich sein will. Es gibt auch ein Taktgefühl in Dingen der Sprache. Wer einen Ehrenbrief schreibt, darf dieses Gefühls nicht ermangeln. Die würdige Ausstattung einer Adresse, d. h. die der Gelegenheit angepaßte Ausstattung, die die nötigsten Rücksichten auf Empfänger und Gebende nimmt, beginnt immer mit dem Finden der richtigen Worte für den besonderen Zweck. Ist erst einmal diese, nicht immer ganz leichte Aufgabe gut gelöst, dann ergibt sich aus dem Inhalt der Adresse auch fast selbstverständlich das Aeußere, wenigstens in den Grundzügen. Man weiß, wie die Adresse nicht ausgestattet werden darf und man erkennt leichter, wie man sie ausstatten kann, damit Aussehen und Inhalt der Adresse einander nicht widersprechen.

Unsere Zeit, die nach den Tagen des sterilen, ästhetischen Historimus und denen des wildgewordenen Jugendstils ihren eigenen Stil sucht, die als Grundgesetz des Kunstgewerbes erkannt und anerkannt hat, daß die Form eines jeden Gegenstandes durch sein Material und die technische Behandlung des Materiales bedingt wird, daß aus der Konstruktion des Gegenstandes für seinen Gebrauchszweck seine eigene Schönheit sich organisch entwickeln muß, und eine reiche Dekoration nur als Abschluß der technischen Konstruktion erscheinen darf, schärft mehr und mehr die Sinne des Einzelnen für die Unterscheidung des Echten vom Falschen bei kunstgewerblichen Arbeiten. Auch für moderne Adressen, bei deren Herstellung einige Prachtentfaltung durch Uebung und Umstände bedingt ist, wird der, der künstlerisches Feingefühl hat, nicht Aufmachung (dieses wenigschöne Lieblingswort der Reklamesprache darf man hier bei der Feststellung des Gegensatzes wohl gebrauchen), sondern Ausstattung verlangen. Nicht die Verzierung der Adresse ist die Hauptsache, sondern die Adresse selbst. Nicht irgendwelche dekorative Ornamente einer Adressenmappe, also das, was zuletzt in Betracht käme, bestimmen die Anfänge und die Ausführung derjenigen kunstgewerblichen Arbeiten, die die passende äußere Form für den Adresseninhalt entstehen lassen sollen, sondern Inhalt und Zweck der Adresse entscheiden hier allein. Bei der Herstellung eines Ehrenbriefes (für Ehrenurkunden gilt mit dem Vorbehalte der notwendigen Befolgung der für sie etwa geltenden unverletzbaren besonderen Regeln das gleiche) wird man daher die Aufzeichnung seines Textes zunächst zu berücksichtigen haben, sodann zumeist auch noch die Anfertigung einer schönen Schutzhülle zu seiner bequemen Aufbewahrung.

Für die Aufzeichnung des Textes ist dessen Niederschrift als „voll und ganz gelungenes kalligraphisches Meisterwerk“ überaus beliebt. Dagegen wäre nun zunächst nichts einzuwenden, wenn in der Tat alle Ehrenbriefe, die in Deutschland, man kann sagen täglich hergestellt werden, in der Tat Probestücke kalligraphischer Kunst wären. Wer ein wenig mit den Beispielen guter moderner, namentlich englischer Schreibkunst vertraut ist, wird sicherlich zugeben, daß ein so günstiges allgemeines Urteil über die geschriebenen Adressen durchaus falsch wäre, auch dann falsch wäre, wenn es lediglich der Schrift gelten sollte und man über die üblichen Verzierungen dieser Schrift hinwegsehen wollte. Indessen haben wir auch in Deutschland eine ganze Anzahl vortrefflicher Schreibmeister. Die großen Werkstätten allerdings, die die Herstellung von Adressen zu einem eigenen Teile ihres Geschäftsbetriebes gemacht haben, sind hier nicht gemeint, obgleich gerade diese Werkstätten wohl aus geschäftlichen Rücksichten allzuhäufig das konventionell gewordene Schema immer wieder erneuern. Gemeint sind jene allzu zahlreichen Adressen, die als Nebenarbeit, womöglich unter Mitwirkung aller nur irgendwie in Betracht kommenden Gewerbe einer Stadt entstehen. Aber das Thema: Kalligraphie fordert ein eigenes Kapitel, und diese kurzen Anmerkungen über die Ausstattung von Ehrenbriefen müssen sich mit einem allgemeinen Hinweise begnügen.

Dagegen muß ein wenig eingehender darüber gesprochen werden, daß der Ersatz der geschriebenen Ehrenbriefe und Ehrenurkunden durch gedruckte oft sehr empfehlenswert sein wird. Zunächst einmal deshalb, weil häufig ein genügend geschulter Kalligraph nicht vorhanden ist oder aber sich nicht geneigt zeigt, dem Geschmacke der „Laien“ irgend welche Zugeständnisse zu machen. Sodann, weil es mitunter erwünscht sein kann, eine Anzahl von Stücken des gleichen Ehrenbriefes oder der gleichen Ehrenurkunde zur Verfügung zu haben, etwa für die Familienmitglieder des Gefeierten, für Festteilnehmer, für archivalische Zwecke usw. So ist ja bei den bekanntesten akademischen Ehrenurkunden, den Doktordiplomen, die typographische Vervielfältigung auch deswegen üblich, weil solche Diplome oft zu den Akten eingereicht werden müssen. Der durch die Adresse Geehrte würde dann das für ihn bestimmte Stück in besonderer Ausstattung erhalten können, etwa als Pergamentdruck und mit Miniaturen geschmückten Initialen. Und endlich, was ja auch

zu berücksichtigen ist, der Druck zumal einer umfangreicheren Adresse wird wohl fast immer billiger sein, und schneller geschehen können, als ihre Niederschrift. Nötig freilich ist dabei, daß der Druck wirklich ein kleines typographisches Kunstwerk ist, nicht aber eine Akzidenzarbeit, wie sie nicht sein soll. Hier liegt noch viel im Argen, wie auch die eben erwähnten Doktordiplome zeigen.

Zwei besondere Vorzüge hat die gedruckte Adresse vor der geschriebenen: einmal, daß die Namen der sie Unterzeichnenden auch gedruckt werden können und nicht geschrieben zu werden brauchen. Im letzten Falle pflegt ja der Ehrenbrief fast immer als eine kleine Autographensammlung zu enden, auf die der mit ihm bedachte jedenfalls nur mit gemischten Gefühlen sehen wird, wenn er ästhetischen Reflexionen nicht abhold ist. Die feinsten Wirkungen einer überlegten Raumeinteilung werden durch planlos heruntergehauene und heruntergekleckste, verschnörkelte und verwischte Unterschriften vernichtet. Es mag ja gelegentlich vorkommen, daß bei nahen persönlichen Beziehungen oder weil die Unterschreibenden wirkliche „Autogrammschreiber“ sind, die geschriebenen Unterzeichnungen den gedruckten vorgezogen werden könnten, meist aber nicht. Der andere Vorzug der gedruckten Adresse vor der geschriebenen ist fast immer der, daß der Kunstbuchbinder, der die wenigstens materiell kostbarere Arbeit bei der Adressenherstellung hat, schon bei der Aufzeichnung des Adressentextes mitwirken und damit seine eigene Arbeit der des Druckers inniger verbinden kann. Es gibt ja in Deutschland vielleicht drei oder vier Buchbinder, die bei ihnen bestellte Adressen selbst schreiben können. Die meisten aber erhalten einen fertigen Ehrenbrief oder eine fertige Ehrenurkunde, bei deren Ausführung gar nicht an gewisse durch Material oder Technik dem Buchbinder gezogene Grenzen gedacht wurde, während andererseits diesem seine Aufgabe, eine Hülle für die Adresse herzustellen, derart bezeichnet wird, daß er entweder gar keine oder wenigstens keine gute Lösung finden kann, oder aber, daß außergewöhnlich hohe und unnötige Kosten entstehen. Ein allzu großes Format wird in den meisten Fällen den Preis des Buchbinders zu unerwarteter Höhe steigern, mit der Wirkung, daß man dann zuletzt statt der gewollten reicheren Verzierung eine weniger teuere verlangt, wenn man nicht, wie wohl in zahlreichen Fällen, wenigstens den Schein der reicheren Verzierung retten will und deshalb mit schlechtem Material und schlechter Technik gutes Material und gute Technik vorzutäuschen sucht. Als Schutzhülle oder Schutzhülse für Ehrenbriefe oder Ehrenurkunden sind Mappen und Rollen am geeignetsten und diese beiden Formen finden auch die meiste Verwendung. Zumeist pflegt man die repräsentativen Mappen der weniger repräsentativen Rolle vorzuziehen. Vielleicht ist damit auch erklärt, weshalb man die historischen Prachtmappen so sehr liebt, daß man gelegentlich für sie romanische und gotische Dekorationen verwendet, obwohl dem frühen Mittelalter sowohl die Mappenform, wie auch die großen Papierformate unbekannt gewesen sind. Wenn man indessen die Ueberreichung von Ehrenbriefen für eine gute moderne Sitte hält, so muß man gerade deshalb die wenig empfehlenswerte Uebung, diese Sitte als eine Art historischen Maskenspieles zu pflegen, nicht befolgen. Niemand wird leugnen wollen, daß der Urkundenpomp, wie man ihn in vergangenen Tagen oft schon aus geringfügigem Anlasse zu entfalten liebte, uns eine große Anzahl ausgezeichneter Kleinkunstwerke hinterlassen hat. Deshalb aber ist doch das Beispiel der berühmtesten historischen Prunkurkunden nicht das geeignetste für den Rahmen eines Ehrenbriefes von heute, in dem mit jubelndem Wortschwall festgestellt wird, daß Frau und Herr X in Y schon fünfundzwanzig Jahre verheiratet sind. Der von der modernen Kunstbuchbinderei nun glücklich überwundene ästhetische Historismus ist im Zusammenhange mit der kalligraphischen oder typographischen Adressenausstattung für die Herstellung von Adressenmappen noch vielfach maßgebend geblieben. Man kann sich noch nicht recht von der Schablone trennen, nach der man alle möglichen historischen Stilelemente zu der bekannten, „hervorragenden dekorativen Wirkung“ aneinanderleimen muß. Immerhin werden auch hier neuerdings die modernen, d. h. die im guten Sinne modernen Arbeiten zahlreicher. Für die sehr großen Formate der Einblatt-Ehrenbriefe sind die Rindledermappen aus verschiedenen Gründen geraume Zeit hindurch bevorzugt worden. Sie wurden mit Leder-Schnitt oder Treibarbeit verziert, weil diese Verzierungsart jedenfalls für große Rindledermappen die geeignetste ist.

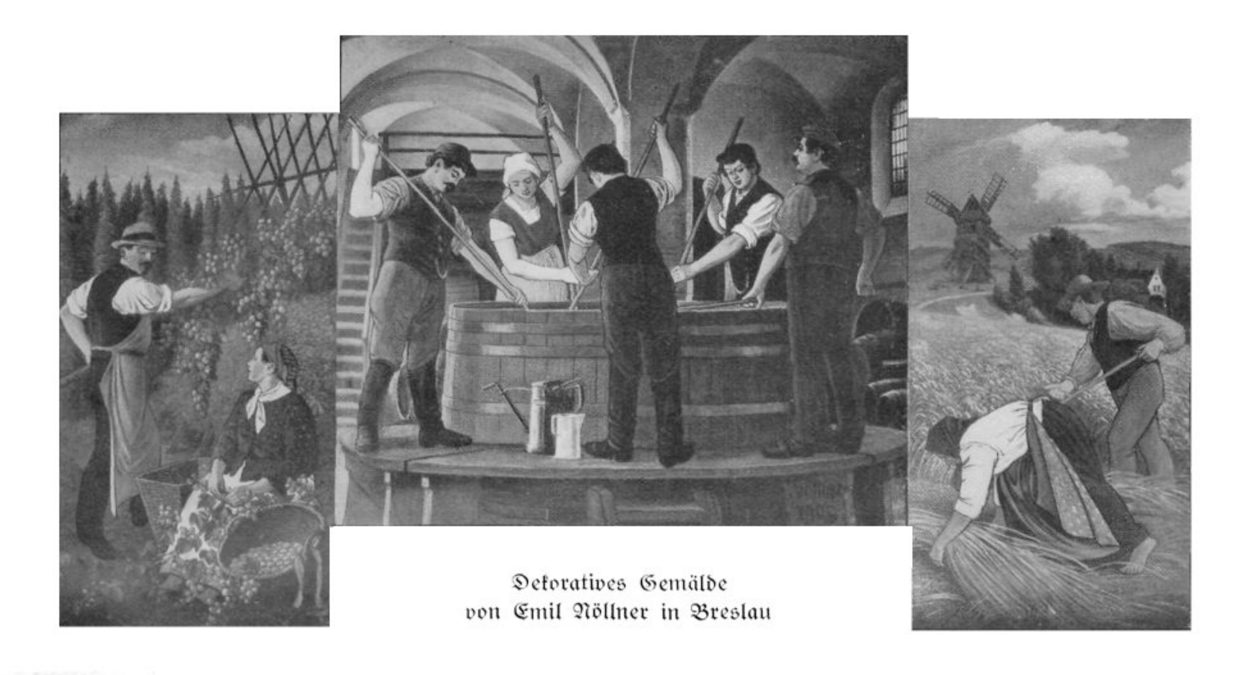
Das vornehmste Verzierungsmittel des Buchbinders aber, der Handdruck (Blind- oder Golddruck) oder eine Verbindung beider, fordert andere Leder. Die für ihn geeignetsten: Schweinsleder (Blinddruck), Ziegen- oder Marokkoleder (Golddruck) sind als Einzelfelle eben nicht allzu groß, dabei auch nicht erheblich teurer wie Rindsleder, sodaß eine aus mehreren Fellen zusammengesetzte Schweins- oder Marokkoleder-Mappe allein schon des kostspieligen Materials wegen einen gewissen Aufwand

bedingt. Eingeschaltet sei bei dieser Gelegenheit, daß für Ehrenbriefe, denen man mit geringen Mitteln ein schönes und würdiges Gewand geben will, Kalbspergament das geeignetste Material sein dürfte. Ist nun der Ehrenbrief selbst kleiner — warum soll man das, was man auf einer Seite sagt, nicht eben so schön auf vier Seiten sagen können — so kann auch seine Mappe kleiner werden und damit ist mitunter viel gewonnen. Wer jedoch von der Ansicht nicht läßt, daß ein Ehrenbrief mindestens so groß wie ein Kaminvorsetzer sein müsse, mag sich überlegen, ob nicht die Rolle eine für ein sehr großes Format geeignetere Schmuck- und Schutzhülle ist, als die übergroße Mappe, für die sich meist in den gewöhnlichen Schränken nicht genügender Raum findet, und die deshalb überall im Wege sein wird. Schöne Urkunden-Rollen auf einem wohlgehaltenen Bücher- oder Schreibtisch sind von diskreter, nobler Wirkung, was man von arrangierten, d. h. doch ausgelegten, aufgestellten Mappen nicht immer sagen kann. Dazu kommt, daß der Rolle eine gewisse Würde eigen ist, die man bei den Mappen durch übertreibende Vergrößerung ihres Formates mitunter vergeblich zu erreichen sucht. Mit anderen Worten: gewichtige Rollen und große Mappen machen einen schweren Eindruck, einen gediegenen Eindruck, wie manche das gern nennen, kleinere Mappen sind von heiterer, leichter Wirkung und fügen sich damit besser der Stimmung froher, persönlicher Teilnahme, welche der Ehrenbrief in den meisten Fällen dokumentieren soll.

Mappen und Rollen, die beiden hauptsächlich üblichen Behälter für die Aufbewahrung der Ehrenbriefe und Ehrenurkunden, sind nun freilich nicht die einzig möglichen. Schon die Mappe braucht keineswegs nur in ihrer Urform als fester Umschlag, als Mappendeckel, zu erscheinen, sondern gestattet für besondere Zwecke noch manche Veränderungen. Und andere Kunstgewerbe können neben der Buchbinderei für die Herstellung von Kapseln oder Kästen in Betracht kommen, wenn Ehrenbriefe oder Ehrenurkunden in außergewöhnlich reicher Ausstattung überreicht werden sollen. Kassetten und Ehrenschreine, die vielleicht gleichzeitig eine Anzahl von Adressen aufnehmen, könnten gelegentlich vorgezogen werden, oder eine Einrichtung, die ähnlich den Haus- und Reise-Altären der gotischen und Renaissance-Zeit ist. Die Beispiele ließen sich häufen, aber ohne besonderen Nutzen für diese allgemeinen Betrachtungen. Auch über die Verzierung der Mappe und Rolle durch den Buchbinder ließe sich noch mancherlei sagen. Zwei für die Mappendekoration leitende Grundsätze müssen aber hier am Ende noch ausdrücklich betont werden. Der Mappendeckel ist kein Bucheinbanddeckel und seine Dekoration braucht deshalb nicht die mannigfachen Rücksichten zu nehmen, die jede Einbandverzierung auf die Bindetechnik nehmen muß, wenn auch die Mappenverzierung immer eine Flächenverzierung bleiben soll. Und endlich: Alles unbegründete Beiwerk ist überflüssig, ist zu viel. Tiefsinniger oder witziger Symbolismus liegt ja gerade bei der Dekoration von Adressenmappen sehr nahe. Aber dieser Symbolismus wird meistens zu billig sein, und fast niemals die erhofften Wirkungen haben, die einer besonnenen Zurückhaltung leichter gelingen. Wenn man — es gilt für das Material, wie für die Verzierung — mit wenig Mitteln Schönes herstellen kann, hat man unnützen Aufwand für mißlungene Arbeiten gewiß nicht nötig. Etwas Geschmack und etwas Liebe zur Sache fördern das Gelingen einer schönen Adresse mehr wie die „Bereitstellung einer entsprechend großen Summe". Gerade weil vielfach dieser sichere Geschmack und diese Liebe zur Sache für überflüssig gehalten werden, teils aus Gleichgültigkeit und teils aus Unkenntnis, und weil man vielfach meint, die Hauptsache sei am Ende, daß die Adresse nur richtig bezahlt werde, wenn sie der Bestellung gemäß hergestellt ist, sind vielleicht ausführlichere, gelegentliche Nachrichten über schöne Ehrenbriefe und Ehrenurkunden nicht überflüssig.

Es handelt sich keineswegs um ein kleines, unbedeutendes Gebiet des modernen deutschen Kunstgewerbes. Während in England und Frankreich Kalligraphie und Kunstbuchbinderei bei der Herstellung von Prachthandschriften und Prachtbänden auf größere Aufträge rechnen können, sind in Deutschland zur Zeit noch immer die Adressenarbeiten für diese beiden kunstgewerblichen Fächer die lohnendsten, den meisten Gewinn bringenden, weil in Deutschland sehr wenige Liebhaber schöner Einbände vorhanden und kalligraphische Bücher fast unbekannt sind.

Damit ist angedeutet, daß die Adressenherstellung von großer Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung unserer modernen deutschen Kunstbuchbinderei ist, also auch von bestimmendem Einfluß auf ihre künstlerische Entwicklung. Und damit ist auch bezeichnet, daß ein allgemeineres Interesse für die Notwendigkeiten eines schönen Ehrenbriefes oder einer schönen Ehrenurkunde nicht nur jeweilig die Einzelarbeit fördern, sondern auch der Entwicklung des Buchgewerbes überhaupt nützen wird.



Dekoratives Gemälde
von Emil Nöllner in Breslau

Von Nah und Fern

Unsere Beilage

Wie die Beilage Nr. 24 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift gehört auch die Nr. 27 zu dem Kapitel über die glückliche Wiederbelebung einer auch in Schlesien früher viel verbreiteten guten Sitte, nämlich der, daß Privatpersonen sich bei einem Griffelkünstler ein Porträt in irgend einer graphischen Technik bestellten als künstlerische Gabe für die nächsten Angehörigen, für weitere Verwandte und Freunde.

Dort war es eine Lithographie, hier handelt es sich um eine Radierung und zwar um eine reine Radierung ohne Zutaten von Aquatinta oder weichem Grunde.

Der Künstler, Erich Heermann, erst 31 Jahre alt und aus Liegnitz gebürtig, ist frühzeitig mit seinen Eltern nach Kramsach-Achenrain in Tirol gekommen, ohne daß die Beziehungen der Familie zu Schlesien dadurch abgebrochen worden wären. In Schlesien Schüler der Schwabe-Priesemuth-Stiftung in Goldberg, besuchte Erich Heermann in Innsbruck die Staats-Gewerbeschule, später die Königl. Kunstgewerbeschule in München. Dort künstlerisch vorgebildet ist er eine Zeit lang für die bekannte Steingutfirma von Villeroy und Boch in Mettlach tätig gewesen, aber auch für Buchschmuckfirmen. Eine Ausstellung seiner kunstgewerblichen Entwürfe für die genannten Zweige des Kunsthandwerks war vor längerer Zeit im Breslauer Kunstgewerbemuseum zu sehen. Bei einem Wettbewerbe um Fremdenindustrie-Artikel in Salzburg erhielt er schon vor fünf Jahren einen ersten Preis.

Vom Kunsthandwerk wandte er sich dann zur „hohen Kunst,“ indem er die Münchener Akademie bezog und bei Peter Halm, später in Berlin, wo er sich gegenwärtig aufhält, bei Karl Köpping radieren lernte. Für den letztgenannten großen Meister der Radiernadel hegt er eine besonders dankbare Verehrung.

Der erste und einzige Auftrag, den er in der Tasche hatte, als er nach Berlin ging, war der zu dem „Glücksbilde,“ wie der Künstler selbst es nennt, das wir in Beilage Nr. 27 wiedergeben, dem Bildnis einer bekannten Persönlichkeit der schlesischen Großindustrie. Es ist nicht das einzige Blatt dieser Art geblieben, wie eine Ausstellung von Heermanns Radierungen zeigt, die gegenwärtig die Breslauer Kunsthandlung von Theodor Lichtenberg (Inh. August Kölsch) veranstaltet, die übrigens schon seit einiger Zeit durch gute Ausstellungen das Interesse des Publikums für die graphischen Künste mit Geschick und Glück gewinnt.

Porträts, Studienköpfe, freierfundene und landschaftliche Bilder bilden neben graphischen Kleinkunst: Exlibris, Menus, Einladungskarten den Inhalt der fleißigen Tätigkeit Heermanns auf graphischem Gebiete. Unstreitig leistet der noch der Reife entgegengehende Künstler dort das Beste, wo er an die Natur sich zu halten gezwungen ist, also in den Porträtradierungen. Unter ihnen (Bild der Frau von K., des Chefs des Generalstabes Exzellenz Grafen von Moltke, des Erzherzogs Eugen von Oesterreich u. a.) zeigen einige Kinderbildnisse eine besondere Befähigung Heermanns gerade für diese selten gut gelöste Aufgabe. Es ist ihm zu wünschen, daß er sich nicht in allzukleiner und leichtwiegender Münze allzuhäufig ausgibt, sondern sich auf große Aufgaben konzentriert, in diesen sich aber auch nach seinem jeweiligen Können voll zu erschöpfen sucht. B.

Dekoratives Gemälde von Emil Noellner

Das auf dieser Seite abgebildete Triptychon hat der Breslauer Architekt und Maler Emil Nöllner für Wießners Brauerei auf dem Neumarkt (Weißes Haus) in Breslau in frischen lebhaften Farben gemalt. Das Mittelbild zeigt, wie man heute noch auf dem Lande in primitiver Weise von Knechten und Mägden die Mischung aus Hopfen und Malz zusammen- oder durcheinanderrühren läßt. Ein „Hopfenpflücken“ ist rechts, eine „Gerstenernte“ links dargestellt, zu der die Gegend bei Trebnitz das landschaftliche Motiv geliefert, während für den gewölbten Raum des Mittelbildes eine alte Klosterbrauerei in Heinrichau als Modell gedient hat. Ein vom Künstler gezeichneter, in Holz geschnitzter Rahmen mit der Inschrift: „Des Hopfens Würze, der Gerste Kraft, die geben vereint einen edlen Saft“ umschließt die drei Bilder zu einer Einheit.

Schlesisches Museum der bildenden Künste

Im Kupferstichsaal des Schlesischen Museums der bildenden Künste findet zur Zeit eine Danteausstellung statt, für deren Veranstaltung mehrere Gesichtspunkte maßgebend waren. Zunächst liegt es im Sinne der mit dem Museum verbundenen Bibliothek und graphischen Sammlung, in einer Ausstellung zu zeigen, welch reiches Material an Kunstliteratur und Kunstblättern (Originalen und Reproduktionen) auch über dieses Gebiet für Studienzwecke zur Verfügung steht, und dann soll hierdurch der Besucher angeregt werden, sich auch fernerhin mit der Dichtung des großen Florentiners zu beschäftigen, aus der die Kunst der Renaissance und der neueren Zeit nicht müde wurde, ihre Motive zu schöpfen. Darum ist auch in besonders in die Augen fallender Schrift die Mahnung zu lesen, die Dante selbst im 10. Gesange des Paradieses (Vers 22 und ff.) ausspricht:

„Or ti riman, lettor, sopra il tuo banco,
Dietro pensando a ciò che si preliba. . . .
Messo t'ho innanzi: omai per te ti ciba!“

Nun bleibe still auf deiner Bank, verehrter Leser und überlege das, wovon dir (in dieser Ausstellung) ein Vorgeschmack gewährt wird .... Ich trug dir auf, nun nimm dir selbst die Speise!

Zunächst wird die Aufmerksamkeit des Besuchers durch eine Anzahl Porträts gefesselt, die den jugendlichen Dante, so wie er von der Meisterhand Giottos im Bargello in Florenz 1840 unter der Tünche zum Vorschein kam und den vom Leben hart herumgeworfenen, nach einem verschollenen Original des Taddeo Gaddi, darstellen. Beide Typen sucht ein moderner englischer Maler Holiday in einer farbigen Gravüre zu vereinen, in der der Dichter die Züge trägt, die aus der Neapler Bronze am meisten bekannt sind, während er in der Hand sein Jugendwerk, die Vita Nuova hält. Auch zwei Dante-Exlibris von Vogeler-Worpswede und von Alfred Coßmann suchen der Persönlichkeit des Dichters gerecht zu werden. Drei Künstler des 19. Jahrhunderts sind es vornehmlich, die sich mit Dantes Dichtung eingehend beschäftigten. Von ihren Werken gibt der erste Raum des Kupferstichsaales einige charakteristische Proben. Es sind dies die Maler Josef Anton Koch, Dante Gabriel Rossetti und Anselm Feuerbach. Von Koch sind die vier größeren Kupferstiche und der eine sehr seltene kleine Stich aus dem Besitz des Museums ausgestellt, Proben seiner Absicht, die ganze Divina Commedia durch den Kupferstich zu illustrieren. Dieser Plan kam leider nicht zustande. Neben zwei Federzeichnungen aus unserem Museumsbesitz zeigt die Ausstellung auch zwei Sepia-Malereien (die Strafe der Ketzer, sowie die der Geizigen und Verschwender). Sie gehören zu den zirka 40 Blättern von Koch, die sich in der berühmten Dante-Sammlung des Königs Johann von Sachsen in Dresden (Secundogenitur) befinden. Von Rosetti zeigt die Ausstellung eine Anzahl Photographien nach des Künstlers Gemälden (Dantes Traum usw.), zu denen er durch die zarte Poesie der Vita Nuova begeistert wurde. Von Feuerbach ist besonders ein guter Allgeyerscher Kupferstich nach dem Bilde: Dante und die edlen Frauen in Ravenna zu erwähnen. Zwei Blätter von ganz hervorragender Schönheit sind ebenfalls aus Dresden entliehen, das sind Alfred Rethels: „Tod Manfreds an der Brücke von Benevent“ und Josef von Führichs: „Buße der Stolzen“. Den größeren Teil der Ausstellung füllen die Reproduktionen nach den Werken, die als Illustration zur göttlichen Komödie oder doch von ihr inspiriert in der Zeit der Renaissance entstanden sind. In erster Linie sind hier die Federzeichnungen Botticellis zu erwähnen, deren Originale sich in der Kgl. Kupferstichsammlung in Berlin befinden, sodann die Weltgerichtsbilder von Orcagna, Signorelli und Michelangelo. In diesem Saale findet sich auch die hauptsächlichste Literatur in vier Glasschränken, soweit sie auf das Thema „Dante und die bildende Kunst“ Bezug hat. Prachtwerke von Bassermann, Locella, Corrado Ricci, Valle-Ghirardini und anderen zeigen auch hier den reichen Besitz unseres Museums an kostbaren Tafelwerken. Von besonderem Interesse ist eine Vitrine, in der sich drei Dantehandschriften unserer Stadtbibliothek aus dem 14. Jahrhundert neben der ältesten illustrierten Danteausgabe von 1481 befinden. Letztere ist mit Kupferstichen verziert, die auf Botticellis Zeichnungen zurückgehen und in Florenz verlegt wurden von dem aus Breslau stammenden Nicolaus Lorenz, der seinen Namen italienisierte in Niccolo della Magna. Zwei Dantevorträge: „Dante und die Kunst der Renaissance“ von Kuratus Hadelt in Haselbach und „Dante und die neuere Kunst“ von einem Freunde des Museums sind gegen ein geringes Entgelt in der Ausstellung käuflich und dienen zur Einführung für den mit dem Stoff weniger vertrauten Besucher. brn.

* * *

In den Monaten April und Mai veranstaltet das Museum eine Ausstellung von Werken moderner Meister in Privatbesitz, wie in den Jahren 1892, 1897 und 1903. Es kommen aber nur solche Bilder und Kunstwerke in Betracht, die in den genannten drei Ausstellungen nicht gezeigt wurden.

Ein „Luckenbach“ für Schlesien

Vor einer Reihe von Jahren erschien ein Bilderwerk unter dem Titel „Kunst und Geschichte“, herausgegeben von Dr. Luckenbach. Es brachte in zwei Teilen Abbildungen von Kunstwerken des Altertums und des Mittelalters. Bald reihte sich noch ein weiterer Band an, „Die Kunst des 19. Jahrhunderts“, und inzwischen hat das Werk solche Verbreitung gefunden, daß schon manche neue Auflage nötig wurde. Die allseitige Anerkennung hat es der guten Ausstattung und dem sehr wohlfeilen Preise zu danken. Ein dem Luckenbach'schen Werke ähnliches wurde 1906 von Dr. B. Seyfert als „Bilderanhang“ zu dem bekannten Neubauer'schen „Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen“ herausgegeben. Sind beide Werke in erster Linie als Anschauungsmittel für die Schule gedacht, so sind sie gleichwohl auch außerhalb der Schule, im deutschen Hause, als eine sehr willkommene Gabe zu begrüßen. Und was in diesen Werken für die Kunstgeschichte im allgemeinen geboten ist, könnte das nicht in ähnlicher Form auch für die Kunstschätze einzelner Landschaften und Provinzen geschaffen werden? So wäre meines Erachtens ein Bilderbuch schlesischer Kunstsehenswürdigkeiten nach dem Vorbilde Luckenbachs — nur mit etwas reichlicheren kunstgeschichtlichen und ästhetischen Erläuterungen zu jedem Bilde — schon deshalb sehr wünschenswert, weil wir hier noch kein billiges Sammelwerk besitzen. Aus dem Mangel an einem solchen Werke erklärt sich wohl am besten die geringe Bekanntschaft vieler Schlesier mit den Kunstschätzen ihrer Heimat. In der Tat: Je weiter eine Epoche zurückliegt, mit deren Kunst sich der Schlesier, sei es aus bloßer Liebhaberei, sei es aus ernstem Wissensdrang, beschäftigt, um so mehr schweift sein Blick nach dem Westen Deutschlands und nach dem Süden. Man braucht nur etwa das Wort Renaissance auszusprechen: welcher Schlesier dächte da nicht sofort an das Heidelberger Schloß! Aber wieviele wissen, daß auch Schlesien Schöpfungen der Renaissance aufzuweisen hat, die zwar künstlerisch an jenes nicht hinanreichen mögen, aber gleichwohl noch recht tüchtige und sehenswerte Leistungen sind? Wer denkt an die Portale der Piastenschlösser zu Liegnitz und Brieg? Wer weiß, daß der Breslauer Dom eines der schönsten Werke von Lukas Cranach birgt, die „Madonna unter Tannen“? Wer weiß, daß der berühmte Schöpfer des Sebaldusgrabes, Peter Vischer, auch Breslau ein Kunstwerk von hervorragendem Werte geschenkt hat, das



phot. Ed. van Delden in Breslau

Eßzimmer von Ignatz Walsch in Breslau

Grabmal des Bischofs Johann Roth in der Marienkapelle des Domes? Und wieviele Schlesier, ja selbst Breslauer, kennen das Breslauer Rathaus wirklich? Die meisten kennen nur das Aeußere, nicht das Innere. Und welche Fülle von Kunst würden sie gerade dort entdecken! Gar mancher, der bisher nur das Marienburger Schloß für den Inbegriff alles Schönen in gotischer Profankunst des Ostens gehalten, würde dann das Breslauer Rathaus jenem an die Seite zu stellen wagen.

Gerade in manchen Einzelheiten bietet die schlesische Architektur Hervorragendes. Ich erinnere nur an das prächtige Gewölbe des Fürstensaales im Breslauer Rathause, dessen Rippen fächerartig von einer einzigen Säule in der Mitte des Raumes emporsteigen — ein schönes Seitenstück zum Remter des Hochmeisterschlosses der Marienburg —, ferner an die mit reichem Stab-, Maß- und Blattwerk verzierte Westtür des Oberbürgermeisterzimmers, an die reich geschmückte Kassettendecke des Erkers vom Zimmer des Zweiten Bürgermeisters, an die Blätterkapitäle der Säulenbündel im Chor des Domes.

Gäbe es aber ein wirklich wohlfeiles Bilderbuch, das eine übersichtliche Zusammenstellung der hervorragendsten schlesischen Kunstsehenswürdigkeiten böte, dann würde nicht bloß jeder Laie sich schneller unterrichten können, sondern auch die Schule würde viel bequemer als bisher in der Lage sein, der Jugend die Kenntnis der bedeutsamen schlesischen Kunstwerke zu vermitteln und ihr zu zeigen, daß wir Schlesier nicht nötig haben, in der Kunstgeschichte nur immer neidisch auf die Nichtschlesier hinzusehen. Erfreulicherweise ziehen jetzt wohl die meisten Geschichtslehrer an den höheren Lehranstalten, soweit es die Fülle des übrigen Stoffes erlaubt, auch die Kunstgeschichte in den Rahmen ihrer Betrachtung. Wie würde da die Liebe zur schlesischen Heimat in der Jugend gesteigert werden, wenn der Unterricht in der Kunstgeschichte hauptsächlich im Anschluß an ein Bilderbuch erfolgte, in dem die bedeutendsten schlesischen Kunstdenkmäler dargestellt wären! Selbstverständlich dürfte ein solcher Unterricht die Kunst anderer Gegenden nicht ignorieren, aber der stete Hinweis auf beachtenswerte Werke auf schlesischem Boden würde ihm einen ganz besonderen Reiz verleihen. Dr. A. Lowak-Beuthen

Mietswohnungseinrichtungen

Die Bilder eines Eßzimmers, eines Schlafzimmers und einer Rauchzimmer-Ecke auf den Seiten 365—368 sind Beispiele dafür, daß es auch in einer Mietswohnung möglich ist, moderne künstlerische Innenräume zu schaffen. Es sind Zimmer von Breslauer Privatwohnungen, die Ignatz Walsch in Breslau eingerichtet hat. Die Möbel des Eßzimmers aus braunem Eichenholz mit Polisandereinlagen und Schnitzereien stehen auf einer grau-grünen Wandfarbe, während auf dem Bilde nicht sichtbare hellfarbige Leinengardinen für einen freundlichen Ton in dieser ernsten Harmonie sorgen. Das Schlafzimmer ist auf gelb-grau gestimmt. Orangegelb ist der Wand- und der Fußbodenbelag; auch der gemalte Fries ist in demselben Ton gehalten mit einem Zusatz von Rot. Die Möbel sind aus grauem Ahornholz mit Einlagen aus blau gebeizter Weißbuche, zu denen die Vorhänge und Bezugstoffe der Möbel passen. Das blau bemalte und rot und gelb übertupfte Tonnengewölbe der Kaminecke ist aus einem Durchgang entstanden, der höher war als der zum Rauchzimmer umgewandelte Raum. Den Kamin schmückt der Abguß eines antiken Reliefs.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Schlafzimmer von Ignatz Walsch in Breslau

Denkmäler

In Jauer, wo Feldmarschall Blücher, der Sieger in der Schlacht an der Katzbach, mit seinem Generalstabe den Entschluß zum Angriffe auf den Feind faßte, soll dem Marschall Vorwärts ein Denkmal in Gestalt eines Brunnens errichtet werden.

Wettbewerbe

Für die „Kunstfragen" der Breslauer Festwoche sorgt seit vorigem Jahre ein besonderer Kunstausschuß, zu dessen ersten Obliegenheiten die Beschaffung eines Plakates für die Festwoche gehört. Statt des engeren Wettbewerbes unter fünf schlesischen Künstlern im Vorjahre, hatte er sich diesmal an alle deutschen Künstler und zwar mit verlockenden Preisen von 800, 600 und 400 Mk. gewandt. Eingegangen waren daraufhin 166 Entwürfe, deren künstlerisches Niveau im allgemeinen ein erfreulich hohes war. Es erhielten den I. Preis: Paul Plontke, bisher in Breslau, jetzt in Dresden, den II. Preis: Josef Sobainsky in Breslau, den III. Preis: Albin Trepte in Dresden, also zwei Schlesier und ein auswärtiger Künstler.

Der Handlungsgehilfenverein zu Breslau, gegründet 1774, hatte Ende vorigen Jahres einen Wettbewerb für ein Agitationsplakat ausgeschrieben. Beteiligt hatten sich einige Mitglieder und auch Schüler der hiesigen Handwerker- und Kunstgewerbeschule. Es waren für die drei besten Arbeiten Preise zu 75, 50 und 25 Mk. ausgesetzt. Von den eingegangenen 14 Entwürfen erhielten den ersten Preis Fräulein Emilie Schneider, den zweiten Lithograph Max Nitschke und den dritten Fräulein Katharina Paul, sämtlich Schüler der Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

Die Schrift im Handwerk

Die Schriftbewegung, die in Rudolf von Larisch einen so wackeren Vorkämpfer besitzt, geht allmählich in die Breite. Man braucht nur durch die Straßen einer modernen Stadt zu gehen, um allenthalben Aufschriften zu erblicken, die im Geist der neuen Anschauungen aus dem Handwerkszeug heraus entwickelt und wirklich geschrieben sind. Der Handwerker, der so oft dekorative Schrift an seinen Arbeiten zu verwenden hat, kann diesem Willen zur sachlichen Formgebung nicht mehr ausweichen, er muß sich mit ihm, sei es in der Fachschule oder durch Selbststudium, auseinandersetzen.

Die Lehrer Ernst Bornemann von der Barmer Kunstgewerbeschule und Paul Hampel von der Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule haben es jetzt unternommen, in einem bei Franz Benjamin Auffarth, Frankfurt a. M. erscheinenden Lieferungswerk: Die Schrift im Handwerk eine allgemeine Einführung in diese Kalligraphie zu geben. In dem 1. Heft sind die wichtigsten Schreibwerkzeuge dargestellt und eine Reihe von Schriftvorlagen zusammengestellt, die verschiedene Dukten nebeneinander zeigen. In den weiteren Folgen sollen die Schreibanweisungen noch etwas ausführlicher gegeben werden, womit für diese Handwerkerkreise ein heute fehlendes Lehrmittel geschaffen wäre.

Westheim-Berlin

Sammelt modernes Kunstgewerbe!

Der Direktor des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, Professor Dr. Justus Brinckmann, hat im Berliner Kunstgewerbeverein einen Vortrag über Fälschungen kunstgewerblicher Altertümer gehalten, an



phot. Ed. van Delden in Breslau

Waschtisch des auf S. 366 abgebildeten Schlafzimmers von Ignatz Walsch in Breslau

dessen Schluß er Sammler für das moderne Kunsthandwerk zu werben suchte. Nach der „Werkkunst" sagte er folgendes:

„Es gibt noch eine große Reihe von Liebhabern kunstgewerblicher Erzeugnisse, die nicht geneigt sind, beständig auf den Krücken der Kennerschaft von Händlern und Museumsbeamten einherzuschreiten, sondern die gern auf eigenen Füßen als gesunde Menschen gehen wollen. Sie besitzen aber nicht das Talent oder die Ausdauer oder den Scharfsinn, die notwendig sind, in die Dinge sich zu vertiefen und eigene Kennerschaft zu erlangen. Sie hängen dann ihr Interesse und ihr Geld nur zu leicht an Fälschungen. Sie wenden sich und ihre Freude am Sammeln viel besser den neuen Werken des Kunstgewerbes zu. Nur einige Beispiele dafür: In den französischen Bronzeplaketten entfaltet sich eine Meisterschaft, die den Sammler immer und immer wieder entzückt; wir haben englische Bucheinbände von neueren Meistern, wie etwa von Cobden Sanderson, die nur als Einzelstücke entstanden sind und großen Sammelwert heute schon besitzen. Weiterhin entwickelt das Porzellan unserer Tage sowohl in den schönen Unterglasurmalereien, wie in den nicht minder prächtigen Porzellanplastiken eine Fülle von Reiz. Was die Kopenhagener Künstler, ein Arnold Krogh, ein Lüsberg, ein Moltke, ein Thomsen, ein Henning und andere geschaffen haben, mit jenem feinem Bodengeruch, mit jenem stimmungsvollen Hauche echter Kunst, das lohnt das Sammeln, auch wenn die Stücke keine Unika sind. Die Preise sind durchaus nicht zu hoch. Wenn solch eine köstliche Porzellangruppe 800 Mark kostet, so ist das doch nicht der zwanzigste Teil von dem, was man heute für eine künstlerisch gleichwertige, alte meißnische Gruppe ausgeben muß. Dabei ist bei einem solchen Sammeln neuer Erzeugnisse doch



phot. Ed. van Delden in Breslau

Kaminecke eines Rauchzimmers von Ignatz Walsch in Breslau
(Der Kamin ausgeführt vom Bildhauer Völkel in Breslau)

auch noch eine Menge persönlicher Kennerschaft und vor allen Dingen doch ein recht guter, persönlicher Geschmack erforderlich. Denn man nimmt doch nicht das erste beste Stück, das unter irgend einem großen Namen einhergeht, sondern man entwickelt doch seinen eignen Geschmack. Auch unsere deutschen Porzellanfabriken bieten des Annehmbaren genug, wie zum Beispiel Nymphenburg mit seinen Figuren von Wackerle, die Schwarzburger Manufaktur mit den Figuren von Otto Thiem und Barlach, die Königliche Manufaktur von Meißen mit ihren Arbeiten nach Hösel, Pilz und anderen, die Berliner Manufaktur mit ihren Arbeiten nach Entwürfen von Schmuz-Baudiß, von Amberg und anderen. Gerade die Berliner Manufaktur hat mit ihren Porträtstatuetten aus Porzellan von Hubatsch einen neuen, vielversprechenden Weg eingeschlagen.

Allen denen, die es nicht wagen wollen, das überaus schwierige Gebiet des Sammelns alter Gegenstände zu betreten, denen kann man nur raten, sich den Erzeugnissen des neuen Kunstgewerbes zuzuwenden und sie zu sammeln. Man erkennt schnell, wenn man einmal angefangen hat, an den Werken die Hand der Künstler wieder, und wenn es sich erst noch mehr einbürgern wird, auf den Stücken die Künstlerbezeichnung anzubringen, dann wird die Freude am Sammeln noch um so höher wachsen. Die großen Vorteile, die das Sammeln neuer kunstgewerblicher Erzeugnisse bietet, sie liegen darin, daß man schneller eine Kennerschaft erlangt und schneller seinen Geschmack heranbildet, daß man sich viel Geld und viel Aerger erspart und daß man zur Förderung unseres heutigen Kunstgewerbes und insbesondere unseres deutschen Kunstgewerbes vor allen Dingen beiträgt."



Kloster Wahlstatt
Nach einer Zeichnung von Theodor Blätterbauer